NUMMER 29 · MÜNCHEN, 22. JULI 1962 · B 5843 C · 60 PFENNIG

Schweden Kr 1.— incl. oms. · Österreich ö. S. 4.50 · Schweiz sfr. —.80 · Italien Lire 120.—

REVUE

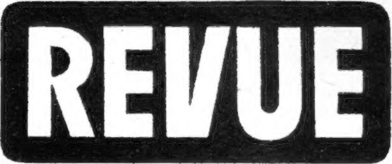
Von Millionen gelesen:

Das geschenkte Gesicht

Der neue Konsalik

Sie können noch mitlesen!

Romy Schneider



UNABHÄNGIGE DEUTSCHE ILLUSTRIERTE

erscheint wöchentlich

Verlag, Druck und Redaktion
KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG
München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 05-23 372
Telegramme: Kindlerverlag München
Postscheckkonto: München 6084

CHEFREDAKTEUR
Oscar Stammler

STELLVERTR. CHEFREDAKTEUR
Ewald Struwe

REDAKTION
Bruno Arnold, Andreas Bauer, Heinrich David, Dietmar Ebert, Claus Gaedemann, Beate Groterjahn, Herbert Kaufhold, Dr. Walter Kunze, Günter Lougear, Oswald von Nagy, Wolfgang W. Parth, Dr. Rudolf Riedler, Hildegard Schmidt, Wolfgang Schraps, Walter Seidlitz, Walter E. Spies, William Steinborn

Chef vom Dienst: Klaus Nestele
Gestaltung: Joe Henselder
Graphik: Wolfgang Böhle

BERATENDE REDAKTION
Nina Raven-Kindler
Dr. Dr. Friedrich Landgraf, Dr. E. H. G. Lutz

EXKLUSIV-REPORTER
Wolfgang David, Heinz Hering, Jenö Kovács, Werner Roelen, Dr. Peter Senzer, Ludwig Weitz

VERLAGSLEITER
Willy Roth

STELLVERTRETENDE VERLAGSLEITER
Helmut Ehrmann (Anzeigendirektor)
Klaus Wagner

Druckereidirektor: Johann Kreuzer
Vertriebsdirektor: Hans Heyd
Anzeigenleiter: Anton Croos
Marktforscher: Dr. Klaus Landgrebe
Justitiar: Dr. Dr. Friedrich Landgraf

BERLIN
Verlagsbüro: Berlin W 35, Schöneberger Ufer 47, Telefon: 13 31 50 · Fernschreiber 01-84 285 · Redaktion: Hanns Dieter Dombrowski, Berlin-Dahlem, Pacelliallee 27 · Tel.: 76 16 83

FRANKFURT
Verlagsbüro: Frankfurt, Unterlindau 26, Telefon: 72 33 61 · Fernschreiber: 04-12 118
Redaktion: Bruno Waske

HAMBURG
Verlagsbüro: Hamburg 22, Marienterrasse 8, Telefon: 23 39 55 · Fernschreiber: 02-13 077
Redaktion: Wolfgang Goedeke

HANNOVER
Verlagsbüro: Hannover, Albert-Niemann-Str. 13
Telefon: 88 77 58 · Fernschreiber: 09-22 850

KÖLN
Verlagsbüro: Köln/Rh., Kaiser-Friedrich-Ufer 31
Telefon: 7 83 33 · Fernschreiber: 08-881 341
Redaktion: Werner Schmidt

STUTTGART
Verlagsbüro: Stuttgart-W., Reinsburgstr. 111 A, Telefon: 6 96 38 · Fernschreiber: 07-23 879

LONDON
Hans und Edda Tasiemka, 80 Temple Fortune Lane, London, N. W. 11, Tel.: Speedwell 24 85

NEW YORK
Manfred L. Kreiner, 735 Kappock Street, New York 63, N. Y., Tel.: Kingsbridge 9-7686 · Telegr.: Revuepix Newyork via rca · Fernschrb.: ny 4081

PARIS
Herbert Schaaf, 12 Rue du Docteúr Finlay, Paris 15, Tel.: Fontenoy 02-69

ROM
Dr. Anna Maria Bauer, Rom, Via Nemea 70, Telefon: 32 62 91 Revuepix Rom

WIEN
Ernst Plaue, Wien XIII., Beckgasse 24, Tel.: 8 21 88 35 · Telegramme: Revuepix Wien

ZÜRICH
Oberdorfstraße 23, Telefon: 051 / 47 09 06
Telegr.: Kindlerverlag Zürich · Fernschrb.: 53395

Abonnements-Annahme: Verlag München und Verlagsbüros, zuständiges Postamt oder Briefträger. Monatlicher Bezugspreis DM 2,60 (zuzüglich DM 0,09 Zustellgebühr). Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 12 gültig. REVUE darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung in Lesemappen geführt werden. Zur Zeit ist die Lesezirkel-Preisliste Nr. 1a gültig. Für unaufgefordert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Printed in Germany

AUSLANDSPREISE

Ägypten	US$ —.30	Kanada	US$ —.30
Algerien	NF. 1.—	Luxemburg	bfr. 9.—
Asien	US$ —.30	M. u. S. Am.	US$ —.30
Australien	2/6	Norwegen	nkr. 1.40
Belgien	bfr. 9.—	Österreich	ö. S. 4.50
Dänemark	dkr. 1.50	Portugal	Esc. 8.50
England	1/9	Schwed.	Kr. 1.— i. oms
Finnland	Fmk 70.—	Schweiz	sfr. —.80
Frankreich	NF. 1.—	Spanien	Pts. 18.—
Griechenland	Dr.9.—	S.u.SW. Afr.	Rand—.20
Holland	hfl. —.75	Türkei	türk. £ 2.70
Italien	Lire 120.—	USA	US$ —.30

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Oscar Stammler. Für den Anzeigenteil: Anton Croos, beide in München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6

besser leben

Firma Müller — Knopf drei!



Wer die Wahl hat, hat nicht mehr die Qual. Er muß nur den automatischen Rufnummerngeber „Teletronic" besitzen. Dieses an jeden Telefon-Apparat anzuschließende Zusatzgerät speichert bis zu 50 verschiedene Nummern des Orts- und Selbstwähl-Ferndienstes. Ein Druck auf einen Knopf genügt, und schon wählt das Gerät die gewünschte Nummer, ohne daß der Anrufer die Nummernwählscheibe auch nur berührt. Wählfehler werden vom „Teletronic" genauso ausgeschlossen wie das zeitraubende Selbstwählen häufig gebrauchter Telefonnummern.

Hersteller: Televice-Wählautomaten GmbH, Köln.

Häßliche Ecke — nett verkleidet

Der Platz um den Spülstein ist in vielen Küchen ein dunkler Punkt. Eine ideale Lösung schafft dieser neue Umbauschrank, der für alle genormten Spülsteine paßt und einfach angeschoben wird. Der rechts oder links ansetzbare Schrank enthält eine Besteckschublade und hinter den beiden Schiebetüren Fächer für Eimer, Waschmittel usw. Das Oberteil ist



mit einer verschiebbaren Abstellplatte aus Hornitex versehen, die auch als Tablett Verwendung finden kann. Darunter liegt ein emailliertes Ablaufblech, das über den Spülstein gezogen werden kann. — Ausführung: elfenbein — nußbaum — natur. Preis: von 159,— DM bis 172,— DM.

Hersteller: Gebr. Holighaus KG, Eiershausen/Dillkreis.

Selbstgemachtes Eis am Stiel

Eis am Stiel können Sie für Ihre Kinder jetzt selbst zu Hause machen. Sie brauchen nur die zubereitete Eismasse in die Plastikform zu schütten, an deren einem Ende sich ein herausnehmbarer Plastikstiel befindet. Wenn das Eis im Gefrierfach fest geworden ist, läßt sich mit diesem Stiel mühelos das Eis aus der elastischen Form heben, und die Kinder haben auch zu Hause den gewohnten Eisgenuß. Die Form nebst Stiel kostet nur 35 Pf.

Vertrieb: Deutsche Plastic-Werkstätten, Hamburg 36.

Kleiderbügel zum Aufblasen

Ein Problem auf der Reise und beim Camping ist stets die Mitnahme der sperrigen Kleiderbügel. Das läßt sich jetzt mit dem aufblasbaren Bügel, der zusammengefaltet nicht viel Raum einnimmt, ohne Schwierigkeiten umgehen. Außerdem hängen die Jacken, Kleider und Mäntel auf diesem breiten Luftkissen besser als auf einem scharfkantigen Holzbügel. Preis: 1,95 DM.

Vertrieb: Haushaltsgeschäfte.

Mühelos über Treppen

Mit dem „elektrischen Treppenfahrer", der zum erstenmal beim Deutschen Krankenhaus-Tag in Köln vor-



geführt wurde, können gehbehinderte und an den Rollstuhl gefesselte Menschen sicher und ohne jede fremde Hilfe alle normalen Treppen bewältigen. Vor der ersten Stufe wird ein Raupenfahrwerk ausgefahren, das über sechs kleine Räder abläuft und auf fünf Treppenstufen zugleich aufliegt, so daß ein Umstürzen oder Überkippen unmöglich ist. Der Sitz wird dabei ständig in der Waagerechten gehalten. Sollte der Elektromotor, der das Gefährt antreibt, einmal ausfallen, bleibt der Treppenfahrer sicher und fest auf der Treppe stehen.

Hersteller: Fa. W. Mayer, Vlotho/Weser.

Hoch die Tassen!

Dieser kleine praktische Tassenhalter ist in seiner Art das Ei des Kolumbus. Er besteht aus einer flachen Bodenplatte aus Kunststoff und drei Holzstäben, zwischen denen die Tassen aufgestapelt werden. Bis zu sechs Tassen können auf diese Weise bruchsicher aufbewahrt werden. Sie kippen und rutschen nicht mehr, und die Hausfrau gewinnt obendrein noch Platz im Küchenschrank. Preis 1,20 DM.



Vertrieb: Haushaltsgeschäfte.

Viel länger frisch frisiert durch taft

Jeder Spiegel bestätigt es: taft gibt der Schönheit Ihrer Frisur Beständigkeit, den ganzen Tag hindurch. taft schenkt Ihnen das sichere Gefühl, immer gut frisiert zu sein. — Weil jedes Haar anders ist, gibt es taft in drei Sorten. Wie Ihr Haar auch beschaffen sein mag und welchen Festigungsgrad Sie auch wünschen — eine der drei taft-Sorten (taft grün, taft lila oder taft rosé) ist für Sie die richtige.



taft grün - für normales und leicht fettendes Haar. taft grün ist fettfrei. Es festigt Ihre Frisur nachhaltig und schützt sie zuverlässig vor Wind und Feuchtigkeit. taft grün erhält die duftige Haarfülle der Frisur und verhindert das vorzeitige Nachfetten.

taft lila - für trockenes und sprödes Haar. Es enthält Lanolin und ist zum Festigen der Frisur bei widerspenstigem Haar geeignet.

taft rosé - für nicht fettendes Haar. Zum Formen, Einlegen und Festigen der Frisur. taft rosé kann vor dem Frisieren sowohl ins feuchte als auch ins trockene Haar gesprüht werden und hilft Ihnen beim Modellieren der Frisur. Nach dem Frisieren auf das Haar gesprüht, gibt es der Frisur eine geschmeidige, sanfte Festigung.

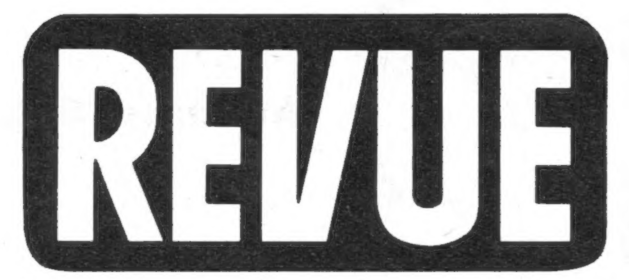
taft GRÜN Viel länger frisch frisiert





In jedem Fachgeschäft – Sprühdosen DM 4,80 (taft grün und taft rosé auch zu DM 2,95 und DM 6,50)

Drei taft-Sorten…für jedes Haar das richtige taft von SCHWARZKOPF



gelesen – dabei gewesen

NUMMER 29 22. JULI 1962



Zur Amerika-Premiere ihres Films „Boccaccio 70" kam Romy Schneider nach New York. Die Kritiker entdeckten verborgene Talente bei ihr. Doch Romy war darüber nicht glücklich . . .
Seite 16



Lieber REVUE Leser!

Diesmal schreibe ich Ihnen aus Berlin, und auch auf die Gefahr hin, Sie vielleicht zu langweilen, möchte ich damit beginnen, wie trostlos und wie unsagbar töricht diese Mauer wirkt, sobald man ihr direkt gegenübersteht. Täglich sieht man sie im Bild, doch kein Film und kein Fernsehen kann den unmittelbaren Eindruck ersetzen. Er ist niederschmetternd.

Selbst noch auf den Dächern der geräumten und seither verbarrikadierten Wohnblöcke hat die Volkspolizei Drahtverhaue gezogen und spanische Reiter aufgestellt. Der Potsdamer Platz, einst Zentrum der Stadt, gleicht einem Küstenstrich, der zur Abwehr einer Invasion mit Sperren und Hindernissen bestückt wurde.

● Das, was wir Mauer nennen, ist längst keine simple Mauer mehr. Der Ausdruck „Mauer" ist fast schon eine Verniedlichung für das verwirrende Befestigungssystem, das quer durch Berlin entstanden ist: ein tief gestaffelter Wall, hinter dem man die Bewohner des anderen Teiles der Stadt nur noch vermuten kann. Sehen kann man sie jedenfalls nicht mehr.

Seltsamerweise wird in privaten Gesprächen über das Ungeheuerliche, das hier geschehen konnte, kaum geredet. Die Straßen zu beiden Seiten der Grenze liegen wie ausgestorben da. Die Häuser, selbst die im Westen, scheinen verödet. Ihre Bewohner meiden die Fenster, von denen aus sie hinüberschauen können; der Ausblick ist ihnen zu unfreundlich. Brächten nicht Omnibusse, gefüllt mit fotografierenden Touristen, Leben in diese Bezirke — man glaubte sich am Ende der Welt.

Haben die Berliner sich also mit der Mauer abgefunden? Haben sie ihren Mut verloren und die Hoffnung aufgegeben?

● Wie man es auch sagt: Unternimmt man den Versuch, die Stimmung in Westberlin zu schildern, dann muß man sich meist den Vorwurf schnöder Verallgemeinerung gefallen lassen. Denn mit diesem Vorwurf sind die Berliner heute rascher bei der Hand als je in der Geschichte ihrer Stadt.

● Trotzdem möchte ich behaupten: Die Berliner machen sich weniger Illusionen als vordem, sie entwickeln eine gesunde Skepsis, und trotz ihrer vielen Sorgen jammern sie nicht. Den Schock über die Mauer haben sie verwunden. Die Realisten unter ihnen behaupten, daß noch nie so viele Fremde in Berlin waren wie jetzt und daß sogar die Mauer ihr Gutes hat, indem sie die Welt deutlicher, als dies früher geschah, auf die Teilung Deutschlands hinweist.

Als ich von den Wurstbuden und Andenkenläden vor dem Potsdamer Platz ins leere Tiergartenviertel hinüberschaute, fiel mir eine Episode aus dem Jahr 1947 ein. Damals sah ich — unfaßbar für einen, der Berlin aus seiner Glanzzeit kannte — eine Kuh an der Bellevuestraße weiden. Wäre dort jetzt nicht westöstliches Niemandsland, dann könnten an jener Stelle immer noch Kühe gehütet werden. Häuser stehen nicht im Weg.

Der Fremdenführer erklärte mir, warum im alten Stadtzentrum so wenig gebaut wird: „Da sollen später einmal repräsentative Plätze angelegt werden, wenn Berlin wieder eine einzige Stadt ist, und darum wartet man mit dem Bauen im Westen wie im Osten."

Stimmt das, dann ist dieser Gedanke, so absurd er sich auch anhört, der letzte gemeinsame offizielle Gedanke in beiden Teilen Berlins.

Vorerst freilich wächst die Mauer. Sie wird weiter ausgebaut. Sie ist schon jetzt kein Provisorium mehr. Und wenn sich auch jeder in Berlin ihre Beseitigung wünscht, so fand ich doch keinen, der daran glaubt, daß dieser Wunsch in absehbarer Zeit erfüllt werden könnte. In wenigen Wochen lebt Berlin bereits ein ganzes Jahr lang mit der Mauer.

Ihr *Voluntas*

Reportagen



Romane und Serien

Rubriken

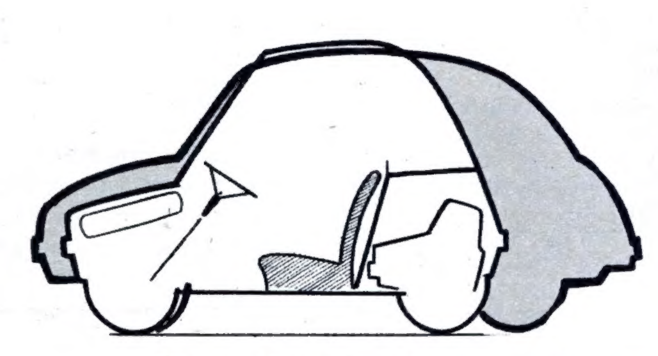
Auto REVUE



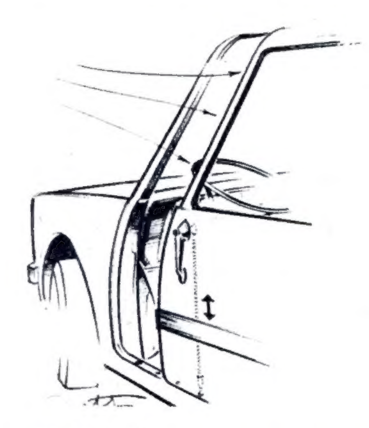
Dieser kühne Entwurf italienischer Ingenieure soll das „Auto für die Stadt" werden. Alles ist zweckbestimmt — die Gummipolster an der Karosserie mit eingeschlossen

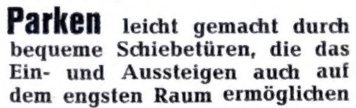
Das Auto für die Stadt

REVUE stellt einen neuen Autotyp vor: das Auto, das nur dem Stadtverkehr dient. Es ist kleiner als der kleinste Kleinwagen und trotzdem bequem. Bequem allerdings nur für ein bis zwei Personen. Mehr fahren meist sowieso nicht mit im Stadtverkehr, sagt die Statistik. Das Heckmotor-Modell, das italienische Ingenieure für die Zeitschrift „Quattroruote" entworfen haben, will das Problem der Verkehrsnot verblüffend einfach lösen. Zu einfach? An den „Stadtwagen" werden diese Forderungen gestellt: gute Sicht, bequeme Bedienung, Startfreudigkeit, Temperament, Geräuscharmut. Und er soll nicht über 3000 Mark kosten.

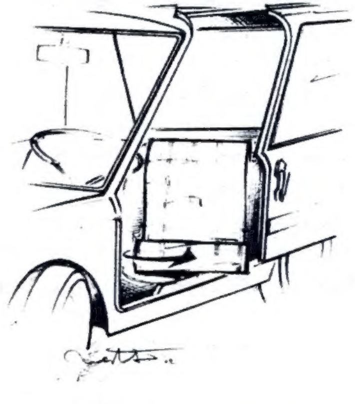


Klein aber bequem Ein Vergleich der Schattenrisse zeigt: Der Stadtwagen" (weiße Fläche) ist um ein Viertel kürzer als der kleine Fiat 500 (graue Silhouette, Hintergrund)

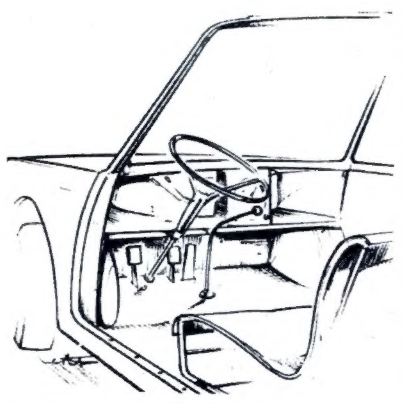




Parken leicht gemacht durch bequeme Schiebetüren, die das Ein- und Aussteigen auch auf dem engsten Raum ermöglichen



Die Sitze des Zukunftsautos sind drehbar und können hochgeklappt werden. So wird sogar eine kleine Ladefläche gewonnen



Platz genug für Fahrer und Beifahrer. Lenkrad und Schaltung stören nicht, wenn man von einem Sitz zum andern wechselt

REVUE-Tips

Sie können jetzt die Stoßstangen Ihres Autos — welches Modell es auch sein mag — mit Hörnern aus Gummi „polstern". Diese Gummi-Hörner, die sich bei Zusammenstößen sehr bewährt haben, werden wie die bekannten Metallhörner ganz einfach angeschraubt. (Hersteller: Hannoversche Gummifabrik, Hannover-Linden)

Vorsicht beim Überholen! Nach einer Statistik der Kravag-Versicherungsgesellschaft steht in Deutschland seit fünf Jahren falsches Überholen oder Vorbeifahren mit über 30 Prozent an der Spitze aller Unfallursachen. Falsches Zurückstoßen folgt mit 20 Prozent an zweiter Stelle. Technische Mängel an Kraftfahrzeugen verursachen nach dieser Statistik nur noch ein Prozent der Unfälle.

Reifenpanne? Keine Angst! Das Aufbocken des Wagens soll zum Kinderspiel werden. Dann gibt es keinen Ärger mehr mit dem Wagenheber! Ein Gummibalg soll ihn ersetzen. Über einen Schlauch ist dieser Gummibalg mit dem Auspuffrohr verbunden und wird — bei laufendem Motor — durch die Auspuffgase aufgeblasen. Die Vorteile gegenüber dem Wagenheber liegen auf der Hand: Er sinkt auch auf weichem Boden nicht ein, beschädigt das Auto nicht und läßt sich unaufgeblasen leicht im Wagen unterbringen. (Hersteller: Fireproof Tanks)



mercator über unser Geld

Gutes Börsenwetter im Herbst

Je weiter die Kurse an den deutschen Börsen fallen, um so weniger Menschen wollen Aktien kaufen. Die große Baisse, die nun schon ein Jahr dauert, hat vielen Kapitalanlegern den Mut genommen, es wieder einmal mit Aktien zu versuchen. Zu oft mußten sie erleben, daß eine „Widerstandslinie" nach unten durchbrochen wurde und daß sich alle Versicherungen — die Aktien seien nunmehr so „billig", daß weitere Rückschläge nicht mehr eintreten könnten — nach wenigen Tagen als falsch erwiesen. So haben sie das Vertrauen in die Aktie verloren.

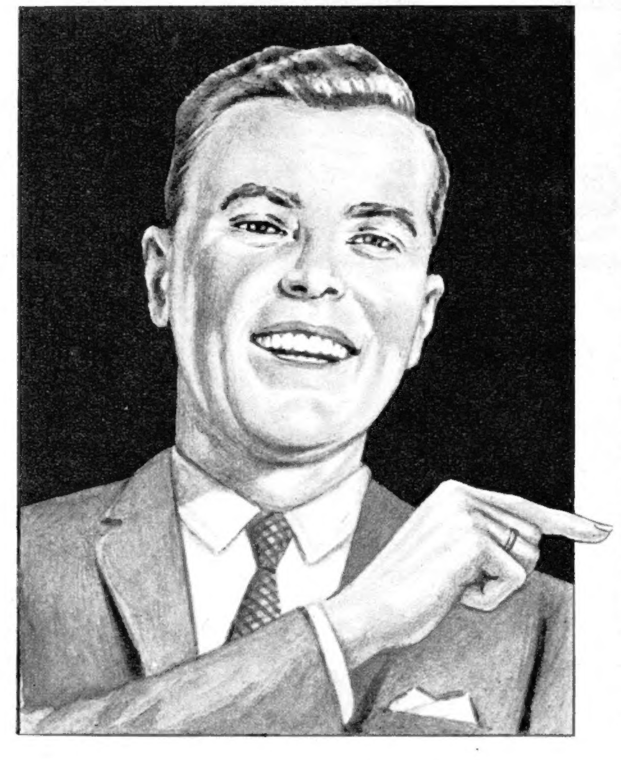
Das ist jedoch ein großer Fehler. Es gibt wohl kaum eine Geldanlage, die auf lange Sicht so chancenreich ist, wie die Beteiligung an großen und gut geführten Unternehmen. Der Kauf von Aktien (oder von Investmentanteilen) wird also immer das Rückgrat der Vermögensbildung bleiben. Die Frage kann nicht lauten, ob man Aktien kaufen soll, sondern nur wann man seiner Bank den Auftrag erteilen soll.

Nun ist es natürlich völlig unmöglich, die Kursentwicklung an den Börsen genau vorauszusagen. An dieser Aufgabe sind große Institute schon ebenso gescheitert wie bedeutende Wirtschaftler oder auch geschickte Astrologen. Man kann aber durchaus die allgemeinen Tendenzen der Entwicklung erkennen und daraus wichtige Schlüsse ziehen. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: es ist ausgeschlossen, heute vorauszusagen, an welchem Tag in diesem Jahr die Aktien am billigsten sein werden — aber es ist möglich, schon jetzt zu erkennen, von welchen Faktoren dieser Tag bestimmt werden wird und wann er mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kommen könnte.

Einige Anzeichen deuten darauf hin, daß der „billigste Tag des Jahres" in die Sommermonate fallen wird, sofern er nicht bereits hinter uns liegt (was nicht völlig ausgeschlossen ist). Ob sich diese Vermutung bestätigen wird, hängt in erster Linie von der wirtschaftlichen Entwicklung in den kommenden Wochen ab. Der Auftragseingang der deutschen Industrie hat im Mai überdurchschnittlich zugenommen. Noch zweifelt man im Bundeswirtschaftsministerium daran, daß es sich um einen echten Tendenzumschwung und nicht nur um eine vorübergehende Besserung der Konjunkturlage handelt. Wenn es jedoch in der Wirtschaft wieder langsam aufwärts geht (wir müssen nicht gleich in einen neuen Boom segeln), so wird auch aus den Börsensälen der Pessimismus verschwinden. Eine Erholung der Aktienkurse ist dann im Herbst durchaus möglich.

Allerdings gibt es noch eine andere, größere Gefahr für die Börse: ein Wiederaufflackern der Berlinkrise. Solange die Verhandlungen zwischen Ost und West weitergehen und damit die Hoffnung auf einen Kompromiß erhalten bleibt, wird die Politik die Aktienkurse kaum beeinflussen. Sollte sich aber die Krise verschärfen, dann dürfen wir uns keine Hoffnungen auf eine Besserung der Börsenkurse machen.

Daraus geht hervor: der Kauf von Aktien ist in der zweiten Hälfte des Jahres wohl aussichtsreicher als in den ersten sechs Monaten. Niemand kann voraussagen, wann die Aktien „am billigsten" sind — aber wenn Sie zu niedrigen Kursen (etwa dem Stand von Ende Mai oder auch Ende Juni) kaufen, haben Sie gute Chancen. Selbstverständlich aber bleibt der Aktienkauf immer ein Risiko: es gibt keinen Kurs, der so niedrig wäre, daß er nicht noch weiter fallen könnte. Doch das ist nicht so schlimm: auch in schlechten Börsenzeiten kann man gut abschneiden. Dafür möchte ich Ihnen nächste Woche ein paar Hinweise geben.







Ob Sie es glauben oder nicht: Es gibt in Deutschland und im Ausland Millionen Menschen, die ein streng gehütetes Geheimnis mit sich herumtragen. Unter diesen befinden sich außer hohen Würdenträgern sogar viele Rentner.
Doch sieht man es den meisten von ihnen nicht an, obwohl man fast täglich mit ihnen zusammentrifft und angeregt mit ihnen plaudert.
Das Geheimnis dieser Menschen heißt Zahnersatz, und das Geheimnis ihrer Sicherheit Kukident.

Kukident reinigt ohne Bürste!

Das Kukident-Reinigungs-Pulver reinigt Ihre Zahnprothese ohne Bürste und ohne Mühe, also völlig selbsttätig. Und die Anwendung ist so einfach. Ein Kaffeelöffel voll Kukident-Reinigungs-Pulver wird in einem halben Glas Wasser aufgelöst und die Prothese über Nacht hineingelegt. Am nächsten Morgen ist sie strahlend sauber, appetitlich-frisch, geruchfrei und keimfrei.
Falls Sie Ihre Prothese auch nachts tragen, verwenden Sie morgens zweckmäßigerweise den intensiver wirkenden Kukident-Schnell-Reiniger. Sie erzielen damit innerhalb von 30 Minuten den gleichen Sauberkeitseffekt wie mit dem Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht.
Bei Gebrauch des unschädlichen Kukident behalten die Prothesen ihre natürliche Farbe und die Zähne wirken wie echte, weil die störend wirkenden Beläge in der Kukident-Lösung aufgelöst und beseitigt werden. Da die Prothesen in der Kukident-Lösung aber nicht nur hygienisch einwandfrei gereinigt, sondern auch desodoriert und desinfiziert werden, trägt die Kukident-Benutzung zur Gesunderhaltung bei, weil die schädlichen Bakterien in der Kukident-Lösung unschädlich gemacht werden.
Für die Anhänger der Bürstenreinigung gibt es die zweiteilige Kukident-Spezial-Prothesenbürste für obere und untere Prothesen und die Kukident-Zahnreinigungs-Creme.

Kukident hält Ihr Gebiß fest!

Es gibt drei verschiedene Kukident-Haftmittel, die sich seit Jahren in zahlreichen Fällen bestens bewährt, oft sogar als letzter Retter in der Not erwiesen haben. In der Regel genügt es, wenn Sie etwas Kukident-Haft-Pulver auf die angefeuchtete Gebißplatte streuen, um eine Haftwirkung von 8 bis 10 Stunden zu erzielen. Für besondere Fälle empfehlen wir das Kukident-Haft-Pulver extra stark in der weißen Packung.
Bei schwierigen Kieferverhältnissen, insbesondere bei unteren Prothesen und flachen Kiefern, wird die patentierte Kukident-Haft-Creme benutzt, deren Wirkung immer wieder als erstaunlich bezeichnet wird. Meist genügen schon drei kleine Tupfer pro Tag, um stundenlang einen festen Sitz zu erreichen. Welches Kukident-Haftmittel Sie auch wählen, bei richtiger Anwendung wird Ihre Prothese so fest sitzen, daß Sie ohne Furcht sprechen, lachen, singen, husten, niesen, außerdem richtig kauen und sogar wieder feste Speisen essen können.

Das Kukident-Gaumenöl verhütet Druckstellen!

Druckstellen und Entzündungen werden verhütet, wenn Sie die Kiefer und Gaumen jeden Morgen und Abend mit Kukident-Gaumenöl einreiben. Dadurch bleibt die Mundschleimhaut straff und elastisch, und das Anpassungsvermögen der Prothese wird erhöht. Das Kukident-Gaumenöl ist ein ideales Mundkosmetikum. Es hat für die Mundhöhle die gleiche Bedeutung wie eine Hautcreme für die Haut.

So preiswert kaufen Sie Kukident-Erzeugnisse

1 Packung Kukident-Reinigungs-Pulver mit 180 g Inhalt kostet 2,50 DM, die kleine Packung mit 100 g Inhalt 1,50 DM.

Den Kukident-Schnell-Reiniger mit 165 g Inhalt erhalten Sie für 3,30 DM, in der kosmetischen Plastikflasche für 3,60 DM.

Die Kukident-Zahnreinigungs-Creme kostet 1 DM, die Kukident-Spezial-Prothesenbürste, für obere und untere Prothesen verwendbar, 1,50 DM.

Das Kukident-Haft-Pulver in der blauen Packung erhalten Sie für 1,50 DM, das extra starke Kukident-Haft-Pulver in der weißen Packung für 1,80 DM.

Die Probetube Kukident-Haft-Creme erhalten Sie für 1 DM, die Originaltube mit dem zweieinhalbfachen Inhalt für 1,80 DM und das Kukident-Gaumenöl in der Plastik-Tropfflasche für 1,50 DM.

Wenn Sie mit dem Inhalt einer Packung aus irgendwelchen Gründen nicht zufrieden sein sollten, so können Sie die Packung richtig frankiert, an uns zurücksenden. Wir vergüten Ihnen dann den Kaufpreis und das verauslagte Porto.

Wer es kennt — nimmt Kukident

KUKIROL-FABRIK KURT KRISP K.G. 694 WEINHEIM (BERGSTR.)

Sag's der

Djilas ist ein Kronzeuge gegen den Kommunismus

Zu den „Gesprächen mit Stalin".

Was ist es, das uns noch besonders aufhorchen läßt, wenn im östlichen Diktaturbereich ein Mann kommunistischer Ideologie hinter Kerkermauern verschwindet? Ist der „Fall Djilas" mehr als die seit Jahrzehnten uns bekannte Art, Meinungsverschiedenheiten zu bereinigen, diktatorische Macht durchzusetzen?

Wenn sich erstaunlich viele Menschen der westlichen Welt durch die Verurteilung des früheren jugoslawischen Vizepräsidenten Milovan Djilas, eines unzweifelhaft profilierten Ideologen kommunistischer Prägung, angerührt fühlen und den Verurteilten in völliger Unkenntnis der Dinge fast wie einen verlorenen Sohn bedauern, so kann dies nur heißen, daß sie mit der Verdammnis Djilas zugleich ihren Glauben an ein vielleicht noch existentes Band intellektueller Gemeinsamkeit als Wunschtraum erkannt und damit verloren haben. Das Urteil hat auch die letzten Zweifel beseitigt, daß im kommunistischen Machtbereich die seelentötende Zwangsuniformität der anonymen Massengesellschaft von Sklaven durch das Bestehen einer, wenngleich sehr bescheidenen, geistigen Unruhe aufgelockert werden könnte.

Der Kommunismus beweist durch den Fall Djilas, daß seine kleinen Apparatschiks ebenso wie seine großen Manager, die Diktatoren, den Menschen von Grund auf verachten und das Ich der geschundenen Kreatur zu zerbrechen trachten — sie mögen hinter der Mauer in Berlin, in Moskau oder sonstwo in der Welt ihr Regiment des Schreckens, Hungers und Todes gewalttätig zu halten trachten. Wir müssen erkennen, daß das brutale Urteil gegen Djilas für jene östliche Welt symptomatisch ist, in der nicht der Idealismus des einzelnen gilt, sondern der Automatismus des Systems jedwede Persönlichkeitsäußerung rücksichtslos unterdrückt. In der geistigen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus sehen wir daher kaum noch jemand, der unsere Toleranz verdiente, da auch die revolutionären Feuer freier Gedanken erloschen sind. Selbst ein Bert Brecht, der rote Baal des kleinen Mannes, müßte heute den vernichtenden Methoden der „neuen Klasse" zum Opfer fallen.

Die Sünde gegen den Intellekt, ja gegen das Menschliche schlechthin, das ist es, worüber wir erschraken. Bleibt das Urteil gegen Djilas aufrecht, dann hat sich wieder einmal der Satz bewahrheitet, daß die Revolution ihre eigenen Kinder frißt.

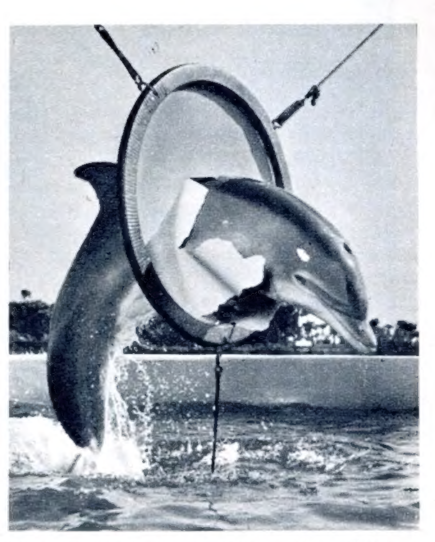
MÜNCHEN DR. OTTO SCHEDL
Bayerischer Staatsminister für Wirtschaft und Verkehr

Fairneß auf der Straße

Zum Leserbrief „Rowdies wüten überall" in REVUE Nr. 27

Kann man es den Schnelleren wirklich verdenken, daß sie flüssig durchzukommen suchen? Die Höflichkeit und der gesunde Menschenverstand gebieten mir, das Überholen zu unterlassen, wenn die Kühlermaske eines jener bekannten schnellen Hechte in Affenfahrt in meinem Rückspiegel auftaucht. Mein Karren gibt 180 her, aber ich weiß, daß es schnellere gibt als ich, und der schnellere wird immer seinen Weg bei mir frei finden.

SCHLIERSEE ING. H. KITZEROW



Wie im Zirkus: Tümmler Flippy

Delphine sind Artisten

Der Biologe in REVUE Nr. 26

Den Beitrag von Professor Grzimek „Delphine lieben Menschen" habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Ich selbst habe diese klugen und immer zu Späßen aufgelegten Tiere im Marine-Aquarium in Florida beobachten können. Dabei hatte den größten Beifall immer der Tümmler Flippy, der durch einen hoch über dem Wasser aufgehängten und mit Papier bespannten Ring springt. Er läutet eine Glocke, wenn er Hunger hat, drückt auf eine Hupe und schlägt auf Kommando Salto. Das 75 Kilo schwere Tier feierte kürzlich seinen dritten Geburtstag.

HAMBURG EVA JANSSEN

Für wen gestorben?

Starfighter-Unglück in REVUE Nr. 27

Gestorben für ... Großdeutschland? Kleindeutschland? Westdeutschland? Ostdeutschland? Strauß? Adenauer? Deutschlands Luftgeltung? Für wen denn? Wofür denn? Für niemand und nichts!

MAINZ ADOLF KRÄMER

Hören Sie doch auf, gegen harte Ausbildung zu schreiben! Die möglichen Gegner sind auch Kunstflieger. Das ist nun mal so.

MÜNSTER ULF WÖRNER

Wollen wir die Russen damit einschüchtern? Das Ganze ist nur ein großangelegtes, unverantwortlich-kostspieliges Theater auf unserem steuerbelasteten Bundesbürgerbuckel. Unsere Kriegskrüppel, Ausgebombten, alten Rentner und Witwen müssen sich mit diesem Staat um jede Mark mehr im Monat herumschlagen. Herr Minister Strauß, wir fordern Rechenschaft über die anvertrauten Steuergelder! Wir wollen keine „Betriebsunfälle" dieser Art. Wirtschaften Sie sparsam, wie wir es müssen. Der Existenzkampf läßt uns wenig Zeit zum Nachdenken, aber an Gedächtnisschwund leiden wir nicht.

MÜNCHEN EUGEN A. SCHMID

Die Kinder und die Frauen der Abgestürzten — es gibt kein Wort, was den Frevel an ihnen ausdrücken kann.

KÖLN LINDA GERRES

Ein Starfighter kostet nicht 5,5 Millionen, sondern 6 Millionen Mark. Sie müssen nämlich die Ausbildungskosten eines Piloten hinzurechnen. Sie betra-

gen rund 500 000 Mark. Aber was bedeuten diese Zahlen neben den Menschenleben?

NEUSTADT JÜRGEN BRASKE

Autorennen fordern mehr Todesopfer als die Ausbildung und das ständige Training von Piloten. Nur sind die Rennen sinnlos, während Piloten-Training notwendig ist. Es sei denn, Sie wollen die ganze Luftwaffe abschaffen.

NÜRNBERG OTTO TORSTEN

Dr. Schröder hat Mut

Voluntas in REVUE Nr. 27

Schon wieder hängen wir Deutschen Träumen nach und schließen vor den Realitäten unsere Augen, angeführt von Bonner Politikern, die um jeden Preis vermeiden wollen, ihren Wählern unbequeme Wahrheiten zu sagen. Wenn der neue Außenminister mit dieser Politik der Illusionen endlich Schluß macht, tat VOLUNTAS gut daran, ihn auf diesem schweren Weg zu unterstützen.

HEIDELBERG HORST BRUNNER

Abhängig vom Ausland?

Deutschlands Wiederaufstieg (Landwirtschaft) in REVUE Nr. 26

Als städtische Hausfrau muß ich feststellen, daß es sehr ungünstig um unsere Lebensmittelpreise bestellt wäre, wenn wir unsere Bauern nicht hätten. Dann würde uns nämlich das Ausland die Höhe der Lebensmittelpreise vorschreiben. Wir müßten uns darüber klar sein, daß das Ausland unsere Speisekammern nur dann füllt, wenn es selbst genügend hat.

CELLE UTE-FELICITAS FRITZ

Die Verbraucher sind in einer freien Marktwirtschaft doch sehr mächtig. Wenn uns ein Nahrungsmittel zu teuer wird, warum nicht auf ein anderes ausweichen? Oder kurze Zeit mit dem Kauf warten? Die Produzenten würden dadurch doch automatisch veranlaßt, ihre Preise zu reduzieren.

MÜNCHEN RENATE PECHANZ

Kohle macht sich unbeliebt

„1963 bringt höhere Steuern" in REVUE Nr. 27

Mercator hat recht: Es ist skandalös, was aus Gefälligkeit mit unseren Steuergeldern geschieht. Angesichts der Milliardenbeträge für den Bergbau will ich von Kohle nichts mehr wissen. Obgleich ich sehr rechnen muß, nehme ich jetzt in meinem Haushalt die kostspielige Umstellung auf Ölheizung vor.

HANNOVER GÜNTER ROLLMANN

Formen müssen sein!

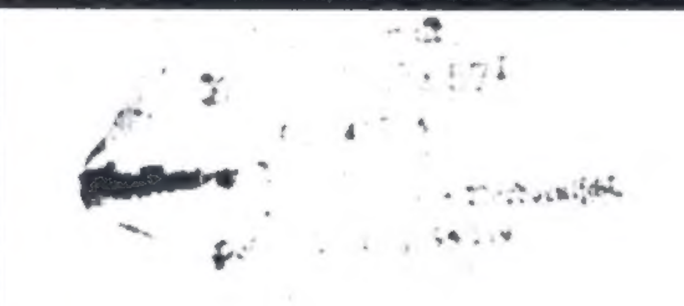
Zur Benimm-Serie in REVUE

Daß die REVUE auch das gute Benehmen einmal unter die Lupe nimmt, ist wirklich bitter nötig! Jemand, der mit Kaffeetasse und Bierglas anstößt, ist kein Barbar, aber ein Ignorant, und jemand, der es „zwangloser" findet, sitzen zu bleiben, wenn ein altes Mütterchen, ein Beinbehinderter oder eine werdende Mutter in die Straßenbahn steigt und der besseres Benehmen zu den „überholten" Lebensformen rechnet, sollte sich ruhig eines anderen belehren lassen. Eine gewisse Lebensform muß sein; einem gebildeten Menschen ist sie selbstverständlich, ohne daß er ein Lackaffe wird.

DÜSSELDORF LISA u. ERNST BÖHME

Ein Gehilfe der Nazi-Justiz wurde Generalbundesanwalt

Das schlechte



Bremen, den 30. Juni 1943

Dr.S/N

3 E 216

Oberreichsanwalt beim Reichsgericht
2. JULI 1943 3

An den

Reichsanwalt bei dem Reichsgericht

Leipzig

geborenen Kinde die Mutter nimmt.

Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Hinrichtungstermin bitte ich:

die Vollstreckung des Urteils bis zur Entscheidung über die Nichtigkeitsbeschwerde auszusetzen und der hiesigen Staatsanwaltschaft umgehend, evtl. telegrafisch, einen entsprechenden Bescheid zukommenzulassen.

Der Rechtsanwalt:



Als Verteidiger unerwünscht war Anwalt Dr. Hans Scholtz, nachdem er verzweifelt um das Leben der 21jährigen Maria Lange gekämpft hatte (Dokument oben). Bei Fränkel fand er kein Gehör. Den Reichsjustizminister aber konnte Dr. Scholtz umstimmen. Kurz darauf wurde er eingezogen. Juristen seines Schlages waren nicht unabkömmlich. Soldat Scholtz (Bild) ist verschollen



Als „Volksschädling" gebrandmarkt wurde Maria Lange, die 1943 zum Tode verurteilt worden war, weil sie sich an Feldpostpäckchen vergriffen hatte. Sie war unterernährt und — sie erwartete ein Kind. Kein Grund für den um das „Ansehen der Rechtspflege" so besorgten Herrn Fränkel, ihr Leben zu schonen. Und doch überlebte sie. In Stockholm erzählte sie REVUE ihr Schicksal

Gewissen des Herrn Fränkel

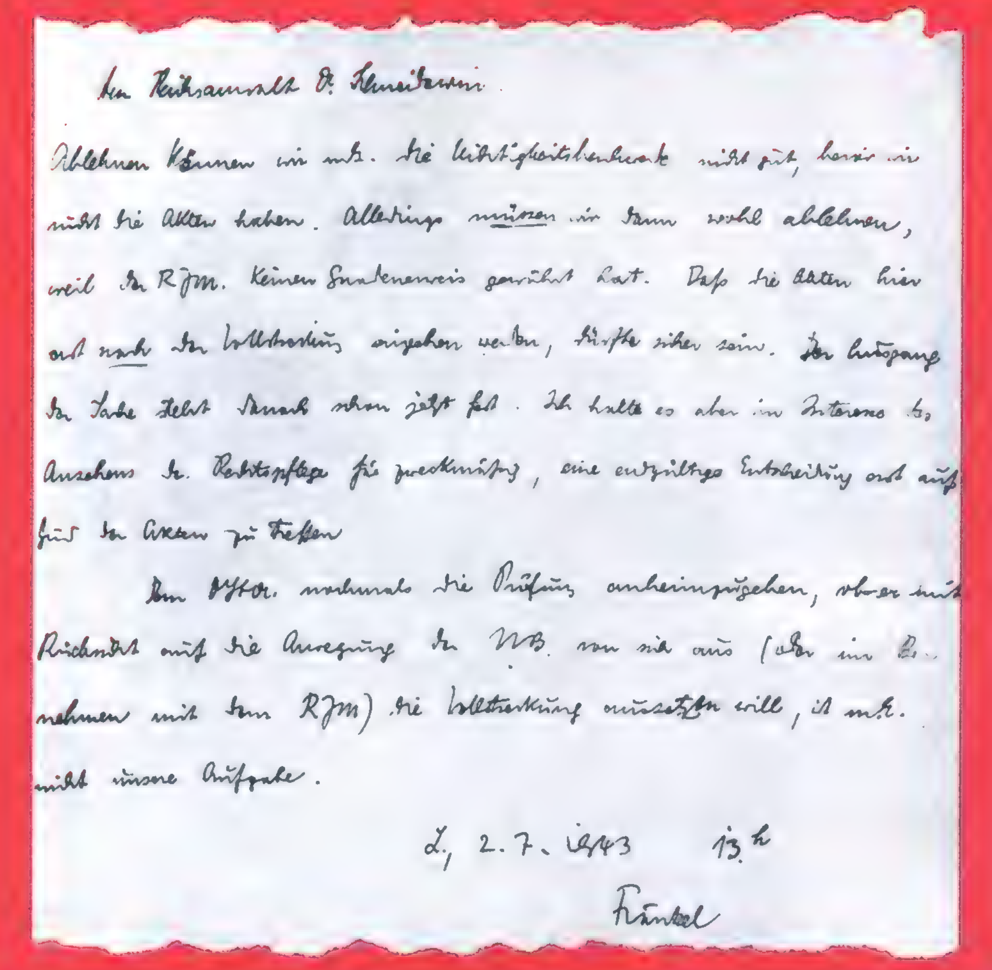
Ich habe ein schlechtes Gewissen", gestand der 57jährige Generalbundesanwalt Wolfgang Fränkel dem FDP-Abgeordneten Dr. Thomas Dehler. Den Juristen Fränkel drückt es zu spät. Bis zu seiner Beurlaubung vom hohen Amt scheint er gar kein Gewissen besessen zu haben. Er hat sich am Tag seiner Amtseinführung vom Bundesjustizminister Dr. Stammberger widerspruchslos mit den Worten „Das ist mein Mann!" feiern lassen. Er hat sich nach seiner Ernennung zum obersten Ankläger der Bundesrepublik einen entschiedenen Gegner der Todesstrafe genannt. Er hat sich in der Bundesanwaltschaft ohne Scheu mit Fragen der Verfolgung von Naziverbrechen befaßt.

Im Reich Adolf Hitlers hatte der Pfarrerssohn Wolfgang Fränkel (Pg. Nr. 2732 006 vom 1. Mai 1933) ein gestrenges Auge auf sogenannte Volksschädlinge, Rassenschänder und Fremdvölkische. Von 1936 bis 1943 war er „juristischer Hilfsarbeiter" im Range eines Landgerichtsdirektors beim Nazi-Oberreichsanwalt in Leipzig. Er hatte damals mehr als einmal Gelegenheit, Todesurteile anzufechten, Menschen vor dem Ende auf dem Schafott zu bewahren. Er hat es nicht getan. Im Gegenteil. Wolfgang Fränkel forderte immer wieder den Kopf Unglücklicher, die selbst von den unbarmherzigen Sondergerichten nur zu Freiheitsstrafen verurteilt waren. Er beschwerte sich über „unangebrachte Milde" der Gerichte, über mangelnde Härte der Kollegen. Das geht aus den Dokumenten hervor, die dem erstaunten Bundesjustizminister in seiner Bonner „Rosenburg" auf den Tisch gelegt wurden.

Diese Dokumente kommen aus Ostberlin. An ihrer Echtheit wird kaum noch gezweifelt. Die Akten zeigen Fränkels charakteristische Handschrift und sein Namenszeichen. Auch die Akte 3 C 216/43: Maria Lange. REVUE ist diesem Fall nach-

Lesen Sie weiter auf Seite 46





An Reichsanwalt Dr. Schneidewin.

Ablehnen können wir m.E. die Nichtigkeitsbeschwerde nicht gut, weil wir nicht die Akten haben. Allerdings müssen wir dann wohl ablehnen, weil der RJM. keinen Gnadenerweis gewährt hat. Daß die Akten hier erst nach der Vollstreckung eingehen werden, dürfte sicher sein. Der Ausgang der Sache steht danach schon jetzt fest. Ich halte es aber im Interesse des Ansehens der Rechtspflege für zweckmäßig, eine endgültige Entscheidung erst auf Grund der Akten zu treffen.

Dem OStA. nochmals die Prüfung anheimzugeben, ob er mit Rücksicht auf die Anregung der NB. von sich aus (oder im Benehmen mit dem RJM) die Vollstreckung aussetzen will, ist m.E. nicht unsere Aufgabe.

L., 2.7.1943 13h

Fränkel

Als Ankläger unerbittlich war Fränkel bis 1943. Als Mitarbeiter des Reichsanwalts empfahl er, die „Nichtigkeitsbeschwerde" des Verteidigers Scholtz gegen das Lange-Urteil erst zu bearbeiten, wenn Maria hingerichtet sei, und — einen Aufschub der Vollstreckung nicht anzuregen (siehe Faksimile). Als Generalbundesanwalt (Bild oben) ließ er sich als Gegner der Todesstrafe feiern. Bundesjustizminister Dr. Stammberger behauptete, er habe über Fränkel „Erkundigungen eingezogen"

REVUE-Bericht von Dr. Peter Senzer, Dr. Walter Kunze, Wolfgang Goedeke

In Stuttgart wurde Polizei von Polizei verhaftet. Der Chef der „Pudelbande“ wollte sich rächen

Des Pudels Kern

Baden-Württembergs Spitzenkriminalisten trauten ihren Augen nicht: an einem hellen Frühsommermorgen sahen sie ihr Dienstgebäude, das Landeskriminalamt am Stuttgarter Hölderlinplatz, von fünfzehn Beamten der Stadt-Kriminalpolizei umstellt. Um punkt acht Uhr fünfzehn stürmten die kommunalen Kollegen die Treppe hinauf — in die Dienstzimmer der vier Kriminalisten Weipert, Noss, Schaible und Schenck. Des Pudels Kern: Wolfhart Gehrke, der Chef der „Pudelbande“, der jetzt mit 12 Komplicen im Karlsruher Gerichtsgefängnis sitzt, hatte in der Stuttgarter städtischen Kriminalpolizei das Werkzeug seiner späten Rache gefunden.

Rache — wofür? Noch vor einem Jahr hegte Gehrke keinen Groll gegen die Männer, die seine Einbrecherkarriere jäh unterbrochen hatten. Vom Spieltisch in Garmisch hatten sie ihn geholt, und lächelnd hatte er sich ihnen ergeben: „Rien ne va plus — nichts geht mehr!“

Wenige Wochen später sah sich der Erfinder des „Pudeltricks“ im Mittelpunkt eines Polizeilehrfilms: Er durfte die graue Haftzelle verlassen, seine beiden rassereinen Lieblinge „Whisky“ und „Karlheinz“ an die lange Leine nehmen und mit ihnen vor den Schaufenstern der großen Pelz- und Lederwarengeschäfte flanieren. Ganz wie einst. Und er durfte im Scheinwerferlicht vor der Polizeikamera einige Ladentüren mit leisem Druck öffnen.

Wolfhart Gehrke fühlte sich bald als Lehrmeister der Kriminalpolizei. Er begann, die Erfahrungen seiner 22 Einbrüche gemeinverständlich zu formulieren. Zum Beispiel: „Es ist irrig, anzunehmen, daß die Nacht zum Einbrechen am besten geeignet ist. Das Gegenteil ist der Fall.“ Oder: „Fragt ein Polizist: was machen Sie hier eigentlich, so antwortet der erfahrene Dieb: Sie sehen doch, ich breche ein! Und schon wird man ihn für den Ladeninhaber halten.“ Oder: „Zu Unrecht spricht unsere Justiz von ‚Geschädigten‘. Wir von der Pudelbande haben keinen geschädigt. Fast jeder Ladeninhaber gibt seiner Versicherung eine überhöhte Schadenssumme an. Und die Versicherung? Gäbe es keine Diebe, so müßte sie Konkurs anmelden.“

So unterhielt und belehrte Gehrke die Kriminalisten von Baden-Württemberg. Und die Beamten ließen ihn an der „langen Leine“ gehen wie Wolfhart Gehrke seine Pudel. Sie begleiteten ihn in seine Kölner und Frankfurter Stammkneipen. Sie ließen ihn sogar Luise besuchen, die tizianrote Bardame, die er in der Haftzelle heiratete. Und die vielen anderen Damen, die er liebte.

Aber die Männer vom Hölderlinplatz wußten schon, was sie taten, als sie dem Häftling solche Freiheiten einräumten. Sie erhielten dafür von ihm die Adressen von über 50 Hintermännern und Hehlern.

Kaum aber hatte Gehrke seine „Mitarbeiter“ verpfiffen, da begann die Unterwelt, ihm zu drohen. Er bekam es mit der Angst. Und er verlor vollends den Spaß an der Kriminalistik, als die Justiz auch die Bardame Luise hinter Schloß und Riegel setzte. Da packten Gehrke und seine Freunde aus; sie gaben wirkliche und angebliche Reise-Erlebnisse mit den Kriminalisten zu Protokoll.

Die Stuttgarter Stadtpolizei war nicht bereit, in Gehrkes Erzählungen nur einen Racheakt zu sehen. Darum umzingelten an jenem Frühsommermorgen die fünfzehn kommunalen Kriminalisten das Gebäude am Hölderlinplatz und nahmen die Landeskriminalisten Schenck, Weipert und Schaible fest. Den herzkranken Noss machten sie im Sanatorium dingfest.

Wochenlang schwebte über den Inhaftierten das Damoklesschwert einer Anklage wegen Begünstigung und Gefangenenbefreiung. Jetzt endlich dämmert den Rathaus-Kriminalisten, daß sie dem Gehrke-Gang auf den Leim gegangen sind. Und daß man ihnen vorwerfen wird, ein wenig Konkurrenzneid sei auch im Spiel gewesen. Stadt-Kriminalrat Frey zu REVUE: „In dieser Sache werden wir die Prügelknaben sein.“ Und in seiner Karlsruher Zelle wird Gehrke sein „Lehrmaterial für Kriminelle“ um einen wichtigen Satz ergänzen: „Abwechslung und Erleichterung kann sich jeder Angeklagte verschaffen, wenn er es nur versteht, Landes- gegen Stadtpolizei auszuspielen.“ ■



Einbrecher Gehrke mit Pudeln „Whisky“ und „Karlheinz“ (aus dem Polizei-Film)



Landes-Kriminalist Noss (mit Tochter): krank am Herzen und — krank vor Ärger



Stadt-Kriminalist Frey: herzlos gegen prominente Kollegen der Landeskripo

Der einzige Mann auf diesem Foto:
Gehrke (mit dunklem Kopftuch),
Einbrecher und Frauenheld.
Ein halbe Million wert
war die Beute bei 22 Einbrüchen:
das imponierte den Damen
und beeindruckte die Kriminalisten

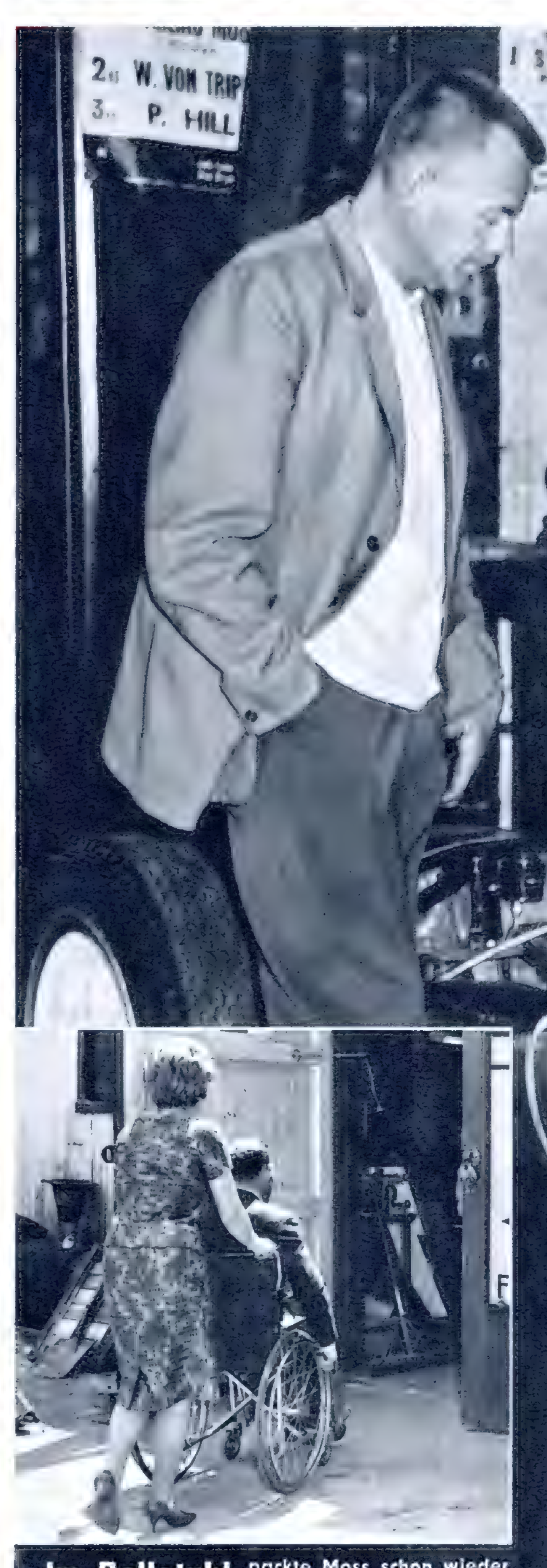
Rennfahrer Stirling Moss gibt nicht auf

Sieg um jeden Preis



Der Welt bester Fahrer, aber nie Weltmeister: Stirling Moss

Im Wrack seines „Lotus"-Rennwagens lag der schwerverletzte Stirling Moss eingeklemmt. Im Rennen von Goodwood war er mit 160 Stundenkilometern gegen eine Böschung gerast. Die Ärzte flickten ihn wieder zusammen, doch keiner glaubte, daß dieser Rennfahrer je wieder am Volant eines Rennwagens sitzen würde



Im Rollstuhl packte Moss schon wieder das Rennfieber. Kaum war er aus dem Krankenhaus entlassen, da ließ er sich von seiner Schwester Patt zum Rennstall Bob Walkers in Dorking fahren. Walker ist Stirlings Betreuer und Berater. Schwester Patt hat als erfolgreiche Rallye-Fahrerin viele Preise gewonnen

Rennfahrer Stirling Moss ist ein Besessener. Er will den Wink des Schicksals nicht zur Kenntnis nehmen. Am Ostermontag war er auf der Rennbahn von Goodwood (England) verunglückt. Schwerverletzt wurde er aus den Trümmern seines Wagens gezogen. Die Ärzte stellten Gehirnverletzung und linksseitige Lähmung fest. Sie fürchteten, Moss würde für immer gelähmt bleiben. Aber der 32jährige gab nicht auf. Seine ersten Worte im Krankenbett: „Ich werde es wieder schaffen, ich werde wieder Rennen fahren". Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er an sich. Er machte Bewegungsübungen im Bett, am Boden und an einem Velo-Trainer. Sechzig Tage nach dem Unfall konnte er das Krankenhaus verlassen. Noch im Rollstuhl erklärte er: „Beim nächsten Grand Prix bin ich wieder dabei." Seit sieben Jahren hat Moss in mörderischen Fahrten fünfzehn Große Preise errungen. Aber Weltmeister wurde er nie. In den entscheidenden Läufen blieb er immer auf der Strecke. Das ist nicht nur Pech: Stirling Moss, der Welt bester Fahrer, sitzt in falschen Wagen. In den Wagen kleiner Firmen. Er will beweisen, daß nicht das Fabrikat, sondern die Fahrkunst entscheidet. Diesen Beweis muß Stirling Moss noch liefern. Dafür bezahlen ihm die kleinen Fabrikanten viel Geld. Sie zahlen die höchsten Gagen, weil sie ihren Fahrern das größte Risiko zumuten. Aber Moss geht es nicht nur ums Geld. Er fährt, um zu gewinnen, um endlich Weltmeister zu werden. Dafür riskiert er, daß seine Rennfahrerlizenz zum Totenschein wird ■



Im Rennstall von Dorking bastelt Chefmechaniker Alf Francis Kowallewski (links) schon an einem neuen Rennwagen. Mit ihm will Moss endlich die Weltmeisterschaft erringen. Begeistert von dem Gedanken an sein nächstes Rennen zeigt er dem Mechaniker, wie er mit dem Wagen in die Kurve gehen will

Intime Revue

LIZ TAYLOR bereitet dem „Cleopatra"-Produzenten Walter Wanger neuen Kummer: sie wird zu mollig. Das stellte sich heraus, als einige Szenen für „Cleopatra" nachgedreht werden mußten und Liz nicht mehr in die Kostüme paßte, die sechs Monate vorher für sie maßgeschneidert worden waren. Die Cutter stehen nun vor der schwierigen Aufgabe, die Aufnahmen der schlanken und der fülligen Taylor so nahtlos aneinanderzureihen, daß das Kinopublikum Liz' Veränderung nicht bemerkt. Übrigens hat auch Richard Burton in den letzten Wochen mehrere Pfunde zugenommen. Woraus zu schließen wäre, daß Liebe nicht immer zehrt ...

TONY CURTIS vergnügt sich mit einem neuen Hobby: er malt — abstrakt und sehr farbenfroh. Sachverständige Kritikerin seiner Gemälde ist Christine Kaufmann, die selber mit Farben und Pinsel gut umzugehen versteht. „Wenn Christine ihren Film ‚90 Minuten nach Mitternacht' abgedreht hat, machen wir in Norditalien Urlaub. Dann können wir den ganzen Tag malen", verriet mir Tony. Kaum anzunehmen, daß Christinchen diese Reise schon als Mrs. Curtis Nr. 2 antreten wird, denn Tony ist noch nicht von seiner Frau Janet Leigh geschieden. Eine Tatsache, die den Kunstgenuß der beiden Verliebten nicht zu beeinträchtigen scheint. Die Mal-Utensilien für die Italien-Reise stehen jedenfalls schon bereit ...

MARIA SCHELL hat Ärger mit ihrer Millionen-Villa am Inn-Ufer bei Wasserburg. Obwohl schon ganze Wagenladungen von Zement vermauert wurden, rutscht die Böschung zum Fluß immer wieder ab. Freude hat sie dafür an ihrem Ehemann Horst Hächler, der unter die Romanautoren gegangen ist. Von seinem ersten literarischen Werk ist Maria entzückt: „Was ich bis jetzt gelesen habe, finde ich ausgezeichnet." Hoffentlich finden das die Verleger und die Leser auch, denn Horst wäre ein Erfolg mit der Schreiberei zu gönnen. Als Regisseur erntete er keine Lorbeeren. Sein letzter Film „Raubfischer in Hellas" war eine Pleite, die sich inzwischen zu einem Totalschaden ausgewachsen hat.

HAZY OSTERWALD möchte gern Steaks mit Musik verkaufen. Auf diese gewinnträchtige Idee kam der Schweizer Bandleader, als er seinen Freund Werner Kuster in dessen Restaurant „Rote Zwiebel" im amerikanischen Wintersport-Paradies Aspen besuchte. Bisher serviert Kuster seinen Gästen täglich 800 Steaks. Mit Osterwald-Rhythmen, so meint Hazy, lasse sich der Umsatz leicht auf tausend Steaks steigern. Eine Vorstellung, die Hazy schon daran denken läßt, ein eigenes Restaurant in Aspen zu eröffnen.

Mit Musik schmeckt alles besser.
Bis nächste Woche Ihr

Hunter

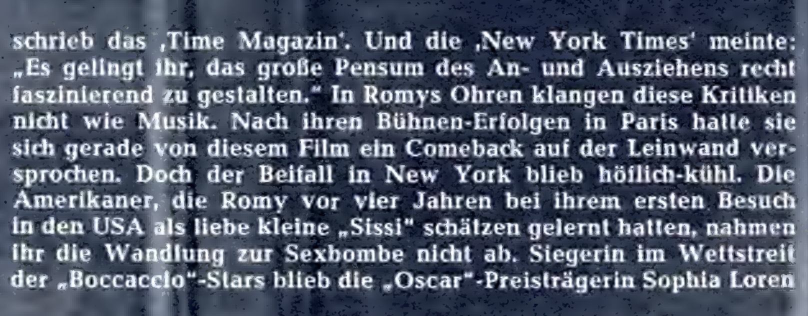
Sophia schießt den Vogel ab

als heißblütige Schießbudendame in einer Episode des Films „Boccaccio 70". Sie lädt nicht nur die Gewehre. Sie animiert auch die Schützen, an einer Lotterie teilzunehmen, deren Hauptgewinn sie selber ist. Noch weiß sie nicht, wer das Glückslos zog ... Giovanni Boccaccio (1313—1375), Autor der pikant-galanten „Decamerone"-Novellen, wäre von der Loren sicher ebenso begeistert gewesen wie die New Yorker es waren. Einziger Wermutstropfen: Sophia konnte nicht zur US-Premiere ihres Films kommen. Sie war verhindert. Statt ihrer erschien Romy Schneider in New York



Romy läßt die Hüllen fallen

in ihrer Episode des „Boccaccio“-Films. Sie spielt eine junge Gräfin, deren Mann in einen Callgirl-Skandal verwickelt ist. Doch als raffinierte Eva rächt sie sich auf ihre Weise: auch sie fordert per Telefon Liebeslohn von ihrem Mann und führt ihn damit auf den Pfad der Tugend zurück. Die New Yorker staunten bei der Premiere des Films über Romy — und über die verborgenen Talente, die Regisseur Luchino Visconti bei ihr entdeckt hatte. „Mit einer Hand entblättert sie sich, während sie in der anderen den Telefonhörer hält. Das ist wohl der riskanteste Striptease, der jemals gefilmt wurde“,



schrieb das ‚Time Magazin'. Und die ‚New York Times' meinte: „Es gelingt ihr, das große Pensum des An- und Ausziehens recht faszinierend zu gestalten.“ In Romys Ohren klangen diese Kritiken nicht wie Musik. Nach ihren Bühnen-Erfolgen in Paris hatte sie sich gerade von diesem Film ein Comeback auf der Leinwand versprochen. Doch der Beifall in New York blieb höflich-kühl. Die Amerikaner, die Romy vor vier Jahren bei ihrem ersten Besuch in den USA als liebe kleine „Sissi“ schätzen gelernt hatten, nahmen ihr die Wandlung zur Sexbombe nicht ab. Siegerin im Wettstreit der „Boccaccio“-Stars blieb die „Oscar“-Preisträgerin Sophia Loren

■ Die bisher erschienenen drei Kapitel des Romans, der

1. KAPITEL

Über die Straße von Augustow nach Sejny keuchte eine kleine Kolonne Motorschlitten. Auf den Ladeflächen festgeklammert saßen dicht zusammengedrängt die Jungen: 57 Mann Ersatz für Kampfgruppe Bauer, 170. Inf.-Division. Es war der 4. Oktober 1944. Im ersten Schlitten, am Lenkrad, hockte Erich Schwabe. Er war ein alter Hase mit sieben Verwundungen, einem „Klempnerladen" auf der Brust und wurde trotz seiner knappen 26 Jahre von den Jungen wie ein Vater angesehen. Die vereisten Schlitten ratterten durch den bleiernen Tag. Der Weg wurde abschüssig.

„Festhalten!" schrie Schwabe nach hinten zu seinen Jungen. Er beugte sich vor und starrte auf die glatte Eisfläche. In diesem Augenblick sah er es, und es war ihm, als schlage ihm eine Riesenfaust auf das Herz und nehme ihm die Luft.

Erich Schwabe preßte die Bremsen ins Eis. Aber der Schlitten machte einige Sätze und sprang über die bremsenden Eisenspitzen hinaus. Mein Gott, dachte Schwabe, o mein Gott. Da vorne auf der Straße, dieser kleine Buckel aus Eis, diese flache Scheibe! Im Winter hacken die Partisanen die Straße auf, legen eine Mine in das Loch, schütten Wasser darüber und lassen das Loch zufrieren. Nur wenn ein Fahrzeug über den Eisbuckel rollt, reagiert der Zünder.

Mein Gott, mein Gott!

„Komm zurück!" hat Ursula gesagt, seine junge Frau, als er vor ein paar Tagen aus dem Urlaub wieder an die Front fuhr. Geschrien hat sie's, als sie neben dem Abteilfenster herlief. „Komm zurück!"

Und jetzt ...

„Fliegeralarm!" schrie Schwabe in die Kindergesichter hinter sich. Wie ein Schlag ging es durch die zusammengeduckten Gestalten. Dann stürzten sie sich aus dem fahrenden Schlitten seitlich in den Schnee.

Der Pickel aus Eis raste näher. 'raus! schrie sich Schwabe zu. Jetzt 'raus! Er schnellte sich vom Führersitz. Halb aus dem Schlitten hängend, spürte er einen Widerstand an seinen Füßen. Er sah zurück und merkte, daß sich die weißen Tarnhosen am Pedal der Fußbremse festgehakt hatten.

In dieser Sekunde, diesem letzten Wimpernzucken, sah er die kleine Eiserhebung vor sich, sein Blick wurde starr und gelähmt vor Entsetzen.

Um ihn brach die Erde auf, er roch noch das heiße, aufspritzende Benzin, es war ihm, als tauche man sein Gesicht in siedendes Öl, dann wußte er nichts mehr.

★

Erich Schwabe hörte, wie eine Tür klappte.

„Wie geht's dem Mann?" Eine dunkle Stimme stellte die Frage.

„Gut, Herr Stabsarzt", sagte eine zweite. Offenbar ein Sanitäter. „Er hat vorhin das Bewußtsein wiedererlangt. Aber jetzt scheint er zu schlafen."

„Hat er was gesagt?"

„Ja, aber ich konnte nichts verstehen, Herr Stabsarzt."

„Kein Wunder. Ohne Mund und Lippen ..."

In Schwabe kroch es eiskalt hoch.

Wieder klappte eine Tür. „Na, wie geht's?" Eine hellere, forsche Stimme.

„Ganz gut, Herr Oberstabsarzt. Haben Sie etwas erreichen können für ihn?"

„Nicht viel, Herr Kollege." Die forsche Stimme gab sich Mühe, zu flüstern. „Er wird nach Bernegg kommen. In Bernegg sollen Spezialisten sein, die so etwas hinbiegen. Aber ob der hier jemals wieder wie ein Mensch aussehen wird ..."

Der Lazarettzug fuhr, vier Tage und vier Nächte — bis Bernegg.

★

Oberstabsarzt Professor Dr. Walter Rusch, der Chefarzt der Gesichtsversehrtenklinik Bernegg, wartete im kleinen OP, dem allgemeinen Verbandsraum, auf das Eintreffen der ersten Sankas. Vor dem Waschbecken stand eine Frau in einem langen weißen Arztkittel und seifte sich die Hände und die Unterarme ein. Ihr schwarzes lockiges Haar hatte sie hochgesteckt.

Dr. Lisa Stephanie Mainetti wandte den Kopf zu Professor Rusch um. „Warum siehst du mich so an?" fragte sie.

„Ich versuche zu ergründen, was du jetzt denkst." Die Stimme Ruschs war tief und melodisch.

„Ich denke, daß in wenigen Minuten wieder eine Fuhre Leid zu uns kommt."

Professor Dr. Rusch nickte mehrmals. „Manchmal denke ich, es müßte für dich ein Triumph sein, daß alles so gekommen ist. Daß wir Deutschen am Ende sind."

„Warum sollte ich mich freuen?"

„Weil du recht hattest."

„Recht? Was ist Recht, Walter? Mein Vater starb in Dachau. Mich wollten sie nach Flossenbürg als KZ-Ärztin bringen, um mich mitschuldig werden zu lassen. Damals hast du mich davor gerettet und hierher geholt. Und es ist manches seitdem geschehen ... auch zwischen uns, Walter."

Sie hob den Kopf.

Über den Flur wurden die ersten Bahren getragen. Eine helle, scharfe Stimme tönte durch das Scharren der Füße und das leise Stöhnen der Verwundeten. „Wer wird denn hier Arien singen, was?" schrie die Stimme. „Ein deutscher Soldat bleibt stumm, und wenn ihm der halbe Kopf wegfliegt!"

Professor Rusch und Dr. Mainetti traten aus der Tür. Über den Flur kam eine große Gestalt im weißen Arztkittel. Ein schmaler Kopf mit kurzgeschorenen braunen Haaren und blauen, kalten Augen.

Oberarzt Dr. Fred Urban hatte eine gute und glatte Karriere hinter sich. HJ, NS-Studentenbund, SA, im Kriege Unterarzt und Assistent, das EK I. Als Spezialist nach Bernegg kommandiert, entdeckte er sofort, daß der Chefarzt Professor Rusch nur ein „Neu-Nazi" war und die Ärztin Dr. Mainetti ein schweres Kaliber von innerem Widerstand. „Zweiundzwanzig Neuzugänge für uns!" meldete er ein wenig lässig und sah auf den kleineren Professor Rusch hinab.

Dr. Lisa Mainetti ging zurück in den OP. Die erste Trage wurde im Vorraum abgesetzt. Es war Erich Schwabe.

„Können Sie mich verstehen?" fragte Dr. Mainetti. Schwabe nickte.

Langsam wickelte Lisa Mainetti den vorgeweichten Verband ab.

Gleich werde ich sehen können, dachte Schwabe. Wenn ich sehen kann, ist es ja gut. Mein Gott, dann ist ja alles nicht so schlimm. Wenn ich nur meine Augen habe ... bitte, bitte ... nur die Augen noch ...

2. KAPITEL

Das Gesicht Schwabes lag frei vor Dr. Lisa Mainetti. Sie starrte auf das, was einmal ein Mensch gewesen war und schluckte ein paarmal.

„Sie bleiben auf meiner Station", sagte sie dann, und eine merkwürdige mütterliche Zärtlichkeit war in ihrer Stimme. „Es ist alles halb so schlimm. Sie können mich sehen?"

Erich Schwabe nickte. Undeutlich, wie durch einen Schleiervorhang, nahm er das schmale Gesicht der Ärztin wahr und dahinter den Kopf des Chefarztes.

Ich kann sehen, dachte er unendlich glücklich. Nun ist wirklich alles nicht so schlimm. Ein paar Narben im Gesicht, wen wird das stören? Ursula bestimmt nicht ...

Wenig später saß Lisa Mainetti mit ihrem ersten Untersuchungsprotokoll dem Chefarzt gegenüber.

„Wie lange, denkst du, wird es dauern, bis wir den Schwabe wieder menschlich machen?" fragte Professor Rusch, als sie schwieg.

„Das wird kaum möglich sein ..." sagte sie leise.

„Ich meine, bis er so aussieht, daß kein Hund mehr vor ihm erschrickt."

„Mit allen Deckungen und Plastiken, die nötig sind, mit allen Korrekturen und Ausschneidungen — mindestens vier Jahre." Sie nahm das Protokoll und legte es zurück in ihre Stationsmappe. „Und auch dann wird er noch immer aussehen wie eine Alraunenwurzel."

★

Frau Hedwig Schwabe wohnte im Keller des zerbombten Hauses Horst-Wessel-Straße 4. Der Glasermeister Schwabe hatte es 1928 gebaut.

An diesem Vormittag war Frau Hedwig Schwabe in einen großen Zwiespalt geraten. Erich hatte geschrieben, und endlich wußte man genau, wie er verwundet war. Im Gesicht, schrieb er. Nur ein paar Schrammen. Frau Schwabe las diese Zeilen immer wieder durch, und sie war glücklich und fast atemlos vor Freude.

Nur eines bereitete Hedwig Schwabe Sorge: Warum sollte sie Ursula nichts sagen? Warum sollte sie allein nach Schloß Bernegg kommen?

Sie konnte nichts wissen von dem Gespräch, das Erich Schwabe ein paar Tage zuvor in der Lazarettstube geführt hatte, in der er nun seit fast sieben Wochen mit fünf Kameraden lag. „Ich würde noch 'was warten, Erich", hatte der Stubenälteste Fritz Adam gesagt. „Du kennst doch die Frauen. Die Weiber gucken doch so auf Schönheit! In ein paar Wochen ist's auch bei dir anders, und deine — wie heißt sie denn?"

„Ursula", sagte Schwabe dumpf.

„— deine Ursula wird nie wissen, wie du vorher ausgesehen hast, wie jetzt zum Beispiel. Braucht sie ja auch gar nicht zu wissen, was? Ist reine Männersache!"

Es war ein großer Konflikt in Frau Schwabe, als sie gegen Mittag zu Ursula ging, um nach ihr zu sehen. Auch die junge Frau lebte in einem Kellerraum.

„Ist etwas, Mutter? Hat Erich geschrieben?" fragte Ursula mit dem untrüglichen Gefühl einer wartenden Frau. Sie war ein nettes Mädchen mit langen blonden Haaren, einer Stupsnase und wasserblauen Augen.

„Ja", sagte Frau Schwabe tapfer. „Erich hat geschrieben."

„Nur an dich? Was schreibt er denn?"

„Ein dummer Junge ist er!" sagte Frau Schwabe laut. „Wenn er nicht 26 Jahre wäre, würde ich hinfahren und ihn übers Knie legen! So ein Blödsinn, wegen ein paar Kratzern im Gesicht." Sie holte den Brief aus der Handtasche. „Hier, lies ihn, Ursel."

Langsam las Ursula die wenigen Zeilen. Als sie an die Sätze kam, daß Muttchen ihn allein besuchen solle, tropften ihr die Tränen auf das Papier. „Du ... du fährst natürlich hin, Mutter, nicht wahr?" fragte Ursula.

„Natürlich fahre ich hin. Nächste Woche noch. Und du kommst mit!"

„Aber er will es doch nicht."

„Ein dummer Junge ist er! Du bist einfach da! Vielleicht denkt er, daß du ihn nicht mehr magst, weil er ein paar Schrammen im Gesicht hat." Plötzlich lachte sie. „Er lebt, Ursel, unser Erich lebt!"

★

Unter den hohen Bäumen des Parks gingen sie spazieren und blieben ab und zu stehen, um die Vögel zu füttern. Dora Graff, die junge Stationsschwester, hatte altes Brot zerbröckelt und Erich Schwabe in einer Tüte gegeben. Sie waren etwa eine halbe Stunde draußen, als Erich Schwabe zwischen den Bäumen etwas schimmern und blinken sah. Ein Teich, durchfuhr es ihn. Ein richtiger kleiner Schloßteich, Wasserspiegel, dachte er. Spiegel ... Spiegel ... Natürlich, Spiegel. Eine ruhige Wasserfläche spiegelt ...

Der Drang in ihm wurde übermächtig. Sieben Wochen haben sie mir keinen Spiegel gegeben, sieben Wochen lang hat mir keiner gesagt, wie mein Gesicht aussieht. Da warf er die Tüte mit den letzten Brotkrumen hin und rannte dem Teich entgegen.

Er hörte Rufen, einen hellen Schrei, Befehle, schnelle Füße, die ihm nachliefen.

Dann stand er keuchend am Wasser, beugte sich weit vornüber und starrte auf das Bild, das die blanke Fläche ihm zurückwarf.

Der Kopf eines Ungeheuers. Das Gesicht eines unmenschlichen Wesens. Keine Nase, kein Mund, kein linkes Ohr ... einige Fleischrollen auf einem alten Pergament, ein zerklüftetes Etwas mit einem Schlund.

„Nein!" schrie er grell. Etwas Heißes durchraste seinen Körper.

Die Höhle, die einmal ein Mund gewesen war, riß in seinem Schreien an beiden Seiten ein, Blut floß über Kinn und Hals, und der Spiegel des Teiches warf alles zurück in seine Augen — dieses entsetzliche Bild eines schreienden, heulenden, blutenden Ungeheuers.

„Nein!" brüllte Schwabe noch einmal.

Dann breitete er die Arme weit aus und ließ sich in das Wasser fallen.

3. KAPITEL

Im gleichen Augenblick hatte Schwester Dora Graff das Ufer erreicht. Aber es war zu spät. Sie faßte ins Leere ...

Stimmen hinter ihr riefen: „Zurückholen! Schnell!"

Mit einem Ruck riß Schwester Dora ihren Mantel herunter und sprang Erich Schwabe nach. Dann tauchte sie auf, sah am Ufer zwei Sanitäter mit langen Bohnenstangen und von Block B her Professor Rusch und Dr. Lisa Mainetti herbeieilen. Zwei Männer waren plötzlich an ihrer Seite und halfen ihr, Schwabe ans Ufer zu ziehen. Sie wickelten ihn in eine Decke und brachten ihn in sein Bett.

★

In diesen Minuten kam es zwischen Dr. Mainetti und Dr. Urban zu einer harten Auseinandersetzung.

„Den Burschen werde ich mir später noch kaufen!" sagte Urban. „Auf so was steht —"

„Halten Sie doch den Mund!" fuhr ihn Lisa Mainetti an. „Sie hätten lieber helfen sollen."

Urban steckte sich eine Zigarette an. Dann sagte er zögernd: „Sie haben das Morphium weggeschlossen?"

„Ja."

„Kollegin ..." Dr. Urban rauchte in hastigen Zügen. Seine Hände zitterten. „Ich habe nur noch für einen Tag ... ich weiß nicht, was dann geschieht ..."

„Was soll geschehen?" fragte Lisa Mainetti ruhig.

„Ich lasse hier alles hochgehen!" stieß Urban hervor. „Ich weiß, daß Sie und Rusch gewisse Leute versteckt haben, wenn die Inspektionen kamen. Und Sie sagen stets ‚Guten Tag' statt ‚Heil Hitler'. Und ich habe gehört, wie Rusch gesagt hat: Wer hier kv ist oder nicht, bestimme ich! Die Jungs sollen die paar Tage bis zum Zusammenbruch ihre Ruhe haben ... Kollegin, er hat ‚Zusammenbruch' gesagt! Das genügt für die Gestapo!"

„Was für ein Schwein sind Sie doch!" sagte Lisa laut.

Millionen erschüttert

Im gleichen Augenblick aber packte sie die Angst. Wenn er ernst machte mit seiner Drohung?

„Und was, glauben Sie, passiert, wenn ich Sie wegen Morphiumdiebstahls anzeige?" sagte sie zögernd.

Urban schluckte. Dann sagte er: „Sie haben mich in der Hand — und ich habe Sie in der Hand. Tauschen wir: Morphium gegen mein Schweigen ..."

Dr. Mainetti überlegte eine Sekunde. Dann sagte sie: „Gut — ich gebe Ihnen zehn Ampullen."

★

Lisa Mainetti saß neben Schwabe, als er aus seiner Besinnungslosigkeit erwachte.

„Warum habt ihr mich nicht sterben lassen ..." lallte er. „Es wäre doch alles so einfach gewesen."

„Man stiehlt sich nicht so weg aus dem Leben, mein Freund."

„Wenn ich gefallen wäre ..."

„Sie sind aber nicht gefallen! Und Sie sollten Ihr Leben lieben und glücklich sein, die Vögel vor dem Fenster zu hören und das Knacken der Äste und das Pfeifen des Windes!"

„Ein Leben ohne Gesicht."

„Aber ein Leben! Wenn Sie damals bei Suwalki ..."

„Es wäre besser gewesen, Frau Doktor. Besser für uns alle." Schwabe wurde unruhig. Seine Hände fuhren über die Bettdecke, in seine Augen trat der Ausdruck neuen Entsetzens. Meine Mutter wird kommen, dachte er. Mein Gott, sie wird mich nicht erkennen. Und meine Frau ... „Frau Doktor, sie darf mich nie wieder sehen, hören Sie, nie wieder! Und auch meine Mutter will ich nicht mehr sehen. Schreiben Sie ihr, telegrafieren Sie. Sie soll zu Hause bleiben! Niemand will ich sehen, keinen! Und schreiben Sie meiner Frau, sie soll sich scheiden lassen. Sie ... sie kann doch nicht ... mit einem Mann ... ohne Gesicht ... mit ... ich sehe ja nicht mehr wie ein Mensch aus."

Es gelang Dr. Mainetti in langen, mühsamen Stunden, Erich Schwabe zu überreden.

Dann kam der Tag, an dem Mutter und Sohn sich endlich gegenüberstanden.

Frau Schwabe starrte ihren Sohn an, und sie dachte an das, was Lisa Mainetti ihr vorher gesagt hatte: Nur an den Augen werden Sie ihn erkennen. Aber bitte, bitte zeigen Sie es ihm nicht.

Als ihr Sohn hereingekommen war, hatte sein Anblick ihr Herz wie mit einem glühenden Messer durchschnitten.

„Mein Junge", sagte sie leise. Ihre Stimme war ein wenig zittrig, aber voll mütterlicher Wärme und tiefsten Glücks. „Mein lieber, lieber Junge!" Sie breitete die Arme aus und rannte auf ihn zu. Auch Erich Schwabe warf die Arme nach vorn und stürzte auf sie zu.

„Mutter!" schrie er auf. „Mutter, o Mutter!"

Sie umklammerten sich, als wollten sie gemeinsam ertrinken, sie sahen sich an, und die gräßlichen Verstümmelungen schmolzen in den Augen der Mutter, und sie sah ihn so, wie er immer gewesen war, ein großer, fröhlicher Junge.

Mit beiden Händen umfaßte sie seinen Kopf und küßte ihn auf die schreckliche Mundhöhle, sie streichelte über die Mullplacken und Leukoplaststreifen, über den Rollappen und die abgerissene Nase, und sie küßte ihn wieder und immer wieder und herzte ihn wie damals, als er noch ein Kind war.

Erich Schwabe legte den Kopf an die Schulter seiner Mutter. Schluchzen schüttelte seinen Körper.

★

Ursula Schwabe, Erichs Frau, hatte man noch nicht zu ihrem Mann gelassen. Sie wartete auf Anweisung von Dr. Lisa Mainetti in der Wachstube. Nach einer Stunde stand sie auf. „Muß ich hier immer sitzen bleiben?" fragte sie. „Darf ich ein Stück spazierengehen?"

„Außerhalb des Lazarettes, natürlich!" sagte der diensttuende Unteroffizier.

Ursula Schwabe knöpfte ihren Mantel zu und band ein Kopftuch um die langen blonden Haare. „Wenn meine Schwiegermutter zurückkommt, ich bin gleich wieder da. Ich gehe nur etwas an die frische Luft."

Ursula folgte einem Pfad entlang der großen Mauer, die Schloß und Park umgab. Der Weg führte bergan zu einem Hügel hinauf, von dem aus man einen schönen Blick über das Städtchen und auf einige ferne Weinhänge hatte.

Ursula blieb stehen und schaute über das Land.

Da hörte sie hinter sich plötzlich Marschschritt und ein paar Kommandos. „Links — rechts, links — rechts ... Himmel noch mal, habt ihr denn alles verlernt? Ihr wackelt daher wie eierlegende Enten! Auf Vordermann achten."

Sie drehte sich um. Von dem Hügel herunter konnte sie über die Schloßmauer in den Park sehen. Eine Gruppe Verwundeter kehrte vom Sportplatz zurück. Es waren Gesichtsverletzte, die zehn und mehr Operationen hinter sich hatten und mit ihren überpflanzten Hautlappen aussahen wie eine buntgeflickte Schürze.

Der Marschtritt kam näher, Ursula hörte Lachen und merkwürdige, kehlige Laute.

Und dann sah Ursula sie: Vierundzwanzig Gesichtsverletzte. Ganz deutlich sah sie sie auf sich zumarschieren. Eine geballte Masse gesichtsloser Wesen ...



4. KAPITEL

Nein!" jammerte Ursula Schwabe. „Nein ... nein ..." Der Wald, der Hügel, das Schloß, der Park drehten sich vor ihren Augen, lösten sich auf in schwarze und rote Punkte, die vor ihr tanzten, ineinanderflossen und dann zerplatzten. Sie umklammerte den rauhen Stamm und hielt sich an ihm fest und fühlte, wie sie nach unten sank, wie ihre Hände, ihr Gesicht an der Rinde entlangglitten und blutig aufrissen.

Erst als sie auf den Knien lag und die Kälte durch ihren Körper schnitt, wurde es klarer um sie. Mit einem Schrei sprang sie auf und rannte den schmalen Weg zurück zum Wachhaus, an der hier wieder hohen, unüberblickbaren Mauer entlang, hinter der sie noch immer, sich langsam entfernend, den kehligen Gesang der Verstümmelten hörte.

Der Wach-Unteroffizier hatte einen Augenblick den Drang, laut „Sanitäää-ter!" zu brüllen, als Ursula Schwabe in den Raum stürzte. Dann erinnerte er sich, daß man ja hier in einem Lazarett und nicht an der Front war, und sprang herbei, riß sein Taschentuch aus dem Rock, drückte es auf das blutende Gesicht Ursulas und führte sie zu einem der Feldbetten.

„Was ist denn los?" rief er und griff nach dem Telefon. Er drehte die Nummer Dr. Lisa Mainettis und starrte auf Ursula, während das Rufzeichen hinausging. „Wo kommen Sie denn her? Wer hat Sie denn so zugerichtet? Hat irgend so ein Sauhund Sie vielleicht ..." Der Unteroffizier schluckte. „Die haben monatelang keine Frau gesehen, außer den Haubengeschwadern. Die sind wie ... wie ..." Ihm fiel kein Vergleich ein, und er war froh, als die Stimme Dr. Mainettis aus der Hörmuschel klang.

„Frau Doktor!" sagte er stramm. „Frau Schwabe — sie ist eben zurückgekommen. Ich weiß nicht, was passiert ist. Sie blutet im Gesicht und an den Händen und sie weint. Ich nehme an, daß jemand draußen versucht hat ... Nein, gesehen hat es keiner ... Gut, ich halte sie hier fest ... Jawoll. Ende."

Er legte den Hörer zurück und setzte sich unsicher auf die Tischkante. Eine Sauerei, dachte er ergrimmt. Will ihren Mann besuchen ... und dann so was! Und man kann gar nichts sagen. Wie soll man da trösten? Soll man sagen: Frauchen, wer Hunger hat, der frißt selbst Gras ... Zu dumm ist das! Und Hunger hat man selbst, wenn man sie so ansieht ... blond, jung, schlank, mit langen Beinen und einer wohlgefüllten Bluse. Das erinnert einen an so manches, und dann ist's wie ein Fieber durch den Körper.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen. Dr. Mainetti stieß die Tür zur Wachstube auf und trat ein. Sie warf einen Blick auf die auf dem Feldbett liegende, blutbeschmierte und haltlos weinende Ursula und winkte dem Unteroffizier zu.

„'raus!" sagte sie laut. „Und erst wenn ich rufe, kommen Sie wieder!"

„Jawoll!" brüllte der Unteroffizier.

Er entfernte sich schnell und ziemlich ernüchtert. Auch so kann eine Frau sein. Schlimmer als ein ostpreußischer Feldwebel! Und dabei sieht die Mainetti aus wie eine Frau auf einem berühmten Gemälde. Der Name fiel ihm nicht mehr ein ... er hatte eine Abbildung in einer Illustrierten gesehen und gleich gedacht: Wie unsere Frau Doktor.

Lisa Mainetti wartete, bis die Tür hinter dem Unteroffizier zufiel. Dann setzte sie sich neben Ursula Schwabe auf das Feldbett und drehte deren Gesicht vorsichtig nach oben. Mit einem großen Mull-Lappen wischte sie das nachgesickerte

Lesen Sie weiter auf Seite 47

Wer? Wo? Was?

RICHARD STÜCKLEN (46), Bundespostminister, ist in Bonn bekannt für Schlagfertigkeit und Witz. Dieser Tage machte eine ironische Bemerkung des CDU-Ministers die Runde, die einiges Rätselraten auslöste. Stücklen erklärte augenzwinkernd: „Das Bundeskabinett löst die Probleme schneller als die Bundeswehr. Die Bundeswehr ist schon seit Jahren damit beschäftigt, einen Senkrechtstarter zu entwickeln. Das Bundeskabinett hat schon einen." Die Wetten in Bonner Journalistenkreisen stehen eins zu hundert, daß Stücklen seinen FDP-Kollegen, den leicht zu kränkenden und nervösen Bundesfinanzminister Heinz Starke meinte.

ERNST LEMMER (64), Minister für Gesamtdeutsche Fragen, fühlt sich wie neugeboren. Er ist sein lästiges Rheuma los und 19 Pfund seines Körpergewichtes. Auf der Insel Ischia unterzog er sich mit Erfolg einer Vulkankur. Das war eine ziemliche Tortur für den rundlichen Minister. Er berichtete: „Wenn mir der Vulkanschlamm auf den Körper gestrichen wurde, hatte ich das Gefühl, meine Haut verbrenne."

PRINZ CHARLES (13), englischer Thronfolger, scheint seinem Onkel, dem Herzog von Windsor, in puncto Mode nacheifern zu wollen. Er hat ganz neuartige Reithosen kreiert — oder zumindest spazierengeführt. Es handelt sich um eine Mischung von Breeches, Skihose und Jodhpurs, und zwar sind es lange Hosen, die oben eine zarte Andeutung der Reithosenbreite zeigen, sich dann aber plötzlich in eine Art Jeans verwandeln. Sport- und Modeleute sind perplex; sie haben solche Unaussprechlichen noch nie gesehen.

PROFESSOR DR. THEODOR MAUNZ (61), bayerischer Kultusminister, und Professor Dr. Rudolf Hartmann, Generalintendant der bayerischen Staatsoper, haben entscheidende Abmachungen über die Eröffnung der wiederaufgebauten bayerischen Staatsoper „Nationaltheater" getroffen und den Termin unverrückbar auf den 22. November 1963 festgesetzt. Weitere Einzelheiten halten sie noch streng geheim, weil um die Hauptsache, die Oper, mit der eröffnet werden soll, unter den maßgeblich Beteiligten hinter den Kulissen noch heftige Kämpfe toben. Von den zur Debatte stehenden Streitobjekten — Rosenkavalier, Meistersinger, Julius Cäsar, Fidelio und Zauberflöte — scheint letztere die meisten Chancen zu haben.

ELISABETH GRANGER (32), britische Hausfrau, verdient sich die kleine Nebeneinnahme von 11,30 Mark pro Jahr durch eine ungewöhnliche Beschäftigung. Sie ist als „Wekker" in der Kirche von Trysull in der Grafschaft Staffordshire angestellt. Sie hat Gemeindemitglieder, die während der Sonntagspredigt einschlafen, mit sanfter Gewalt zu wecken. Ihr Job wurde vor über 200 Jahren eingeführt.

HENRY FORD II (44), Autokönig aus Detroit, kam in den Verdacht, ein Autodieb zu sein. Nach einem Empfang in New York war er auf der Straße aus Versehen in einen verkehrten Wagen gestiegen und damit fortgefahren. Die Polizei, die von dem Wagenbesitzer alarmiert worden war, fand das Auto vor Fords Hotel.

HARRY KATZ (49), Autobesitzer und Bürger von New York, hat in zwölf Monaten 342 Strafmandate für falsches Parken erhalten. Dieser Rekord kostete ihn rund 50 000 Mark an Geldbußen. Die 343. Nichtbeachtung eines Parkverbotes kostete ihn jetzt die Freiheit. Der Verkehrsrichter schickte den notorischen Parksünder für 120 Tage ins Gefängnis.

PROFESSOR DR. CARL TROLL (62), Leiter des Geographischen Instituts der Bonner Universität, hat sich gegen die Diebesgilde verschworen. Einen Anti-Klau-Feldzug im eigenen Institut führt er mit Ketten. Am Schwarzen Brett klärt der Professor die Studiker darüber auf, wie sie einem Diebstahl ihrer Garderobe entgehen können: „Es wird ... eine Kette durch einen Mantelärmel gezogen und mit einer zweiten zusammengeschlossen". Schlösser für diese Ketten, die vor dem Hörsaal und dem Lesesaal angebracht wurden, bietet Institutschef Troll für eine Mark feil.



FARUK (42), Exkönig der Ägypter, hat wieder Ärger. Er fordert rund drei Millionen Mark Schadenersatz von „Madame Sherry", die einst Besitzerin eines berühmten, wenn auch höchst fragwürdigen Etablissements in Miami war. In ihrem autobiographischen Buch „Pleasure was my Business" (Freude war mein Geschäft) beschreibt sie, wie der damalige König ihr Haus aufsuchte und von ihren Damen empfangen wurde. Ex-König Faruk behauptet, in jener Zeit überhaupt nicht in den USA gewesen zu sein



Sigi Sommer

Bella Venezia

Gähnend spuckt der vernickelte Omnibus wieder eine neue Fuhre Gesellschaftsreisender aus. Man kann ihn verstehen. Kein Zweifel, es sind Tedescos. Die Italiener haben sie sofort an ihrer Schuhnummer erkannt. Und an den Fähnchen-Wimpeln, Stocknägeln und Plaketten, die sie überall aufgepflanzt und befestigt haben. Auch ihre Reisekleidung ist ungemein originell. Die Damen tragen bereits ihre gefürchteten Shorts, die sie gleich im nächsten Albergo hinter dem Brenner angezogen haben. Weithin leuchten die weißen eintönigen Unterschenkel wie frisch geschälte Grunewald-Kiefern.

Aber auch die Männer sind für den Süden perfekt gerüstet. Mit ihren grundstückgroßen Kneipp-Sandalen klatschen sie hocherfreut aufs jahrtausendealte Pflaster der Piazza. Einige räkeln und dehnen sich noch, indes andere bereits gymnastische Übungen machen. Indem sie sich voller Lust die schweißnassen Hosenträger an die Makko-Hemden schnalzen lassen. Oder alle zehn Finger knacksend aus den Gelenken ziehen. Dann nehmen sie rasch eine drohende Aufstellung ein und gruppieren sich zur Schlachtordnung. Und so fallen sie auch auf den weltberühmten Markusplatz ein, das ersehnte Ziel ihrer Pauschalreise.

Hollarihollara". Ein Bayer, dessen spärliche Knie etwas schüchtern aus der ledernen Kanalisation seiner Trachtenhose hervorschauen, hat diesen schrecklichen Jodler ausgestoßen. Er hört sich fast an wie der Fluch eines Verurteilten, bevor er von der Seufzerbrücke fällt. Lange prallt dieser alpenländische Juchzer zwischen den alten Palazzos hin und her, bis er endlich gnädig im Canale grande ertrinkt.

Ein Tourist aus Nordrhein-Westfalen wiederum stellt seinen wuchtigen Kreppschuh sofort auf den Kopf des mürben Sandstein-Drachens vor der Kathedrale, als hätte nicht der Heilige Sankt Georg, sondern er, Adolar Hirnpinsel, den bösen Lindwurm bezwungen. Und so läßt er sich dann auch in zehn verschiedenen Posen fotografieren. Im Format sechs mal neun, und zwar in Farbe.

Doch auch die Azzurris sind keineswegs faul. Sie haben bereits hinter den Säulen und Mauervorsprüngen gelauert. Und nun nehmen sie ihren ehemaligen Verbündeten mühelos die neuen Tausend-Lire-Scheine ab. Und geben ihnen dafür prächtige Muscheln, in denen man das Meer rauschen hört, oder herrliche Brieföffner, an deren Ende ein winziges Fenster ist, durch das man den Freiheitshelden Garibaldi zu Pferd sehen kann. Und ab zehn Uhr abends auch noch Venedig bei Nacht. Erst später entdecken dann die gläubigen Touristen, daß sie dieselben Artikel auch zum viertelten Preis in den Ladengeschäften hätten kaufen können. Da spucken sie wutentbrannt in einen der vielen Nebenkanäle.

Weithin sichtbar leuchten die Transparente der einheimischen Gastronomie über den Platz. „Echte heiße Wienerle", oder „Rheinische Bohnen mit Speck" werden in der geliebten Landessprache angeboten. Doch die Omnibus-Travellers essen zuerst einmal ihr bezahltes Abonnement ab. Dabei knöpfen die männlichen Kostgänger heimlich die obersten drei Knöpfe ihrer Hose auf, während die Damen unter dem Tisch seufzend aus ihren heißen Bügeleisen-Schuhen schlüpfen. Wenn dann der Herr Ober die bereits fünfmal nachgefüllte Spaghettischüssel endgültig wegtragen will, weil er denkt, seine Schutzbefohlenen hätten bestimmt einen Magendurchbruch, laufen ihm die Herren auch noch nach. Und sie hauen ihm in plumper Vertrautheit auf die Schultern, zwinkern spitzbübisch dazu und sagen schelmisch „Krafiluh". Was sie für einen besonders köstlichen Gag halten. Gibt es dann wirklich nichts mehr, nehmen sie auf jeden Fall noch die Garnierungen der Obstschalen mit auf ihr Zimmer.

Nachmittags geht es dann an den berühmten Lido. Doch auch hier werden sie rasch an ihrer Nationalität erkannt. Weil nämlich kein anderes Volk der Welt so herrlich schöne Impfnarben an den Oberarmen mit herumträgt. Damit man die Alemannen auch noch in der Badehose leicht erkennen kann. Sofort müssen die Damen nun die bekannten Holzsandaletten mit dem goldenen Zehenring haben. Nächste Größe Nudelbretter. Und natürlich auch jene gräßlichen Zöpfchen-Jacken, ohne die der Italienreisende wahrscheinlich sofort erfrieren würde.

Und dann bruzzeln sie alle friedlich in der Sonne. Bis ihre Brandblasen die Größe vollreifer Pampelmusen erreichen. Grinsend deuten die Einheimischen auf die Musterkollektion rotglühender „Hot dogs" und sagen kichernd: „Ecco, der Teutonengrill."

Abends dann scheiden sich die Geister voneinander. Die einen gehen ins Hotel, um auszuschlafen. Infolge der erhöhten öligen Nahrungsaufnahme können sie dies aber nicht, so daß sie in abenteuerlichen Unterhosen und Nachtgewändern durch die knarzenden Gänge eilen müssen. Dort selbst saugen sich ihre nackten Füße gierig am warmen Linoleum fest. Und sie hinterlassen dabei Spuren, die denen der Himalaya-Schneemenschen verblüffend ähnlich sind.

Und die anderen sitzen beim Vino. Und was tut ein guter, geselliger Deutscher da wohl? Er singt. Und von was wird er wohl singen? Während es nämlich bei der Herfahrt des öftern musikalisch hieß „Zu dir o bella venezia", tönt es jetzt zehnstimmig in die erschauernde Nacht hinaus „Nach der Heimat möcht ich wieder". Oder „Ich hab so Sehnsucht nach dem Kurfürstendamm". Einige versprechen sogar in näselndem Heimweh: „Ich möcht zu Fuß nach Kölle gahn". Leider bleiben dies nur leere Versprechungen.



Repräsentant des guten Geschmacks

Simon Arzt No. 15 mit Filter 12 1/2 Pf.

Simon Arzt extra mild ohne Filter 15 Pf.

Simon Arzt 70 L ohne Filter 20 Pf.

SAF 201



Harald Lassen, der angesehene Bankier, der glückliche Familienvater — Harald Lassen ist zum Mörder geworden: zum Mörder wider Willen. Er hat in einer wilden Auseinandersetzung Hugo Zufall niedergeschlagen, den Mann, der ihn erpreßte. Der alte Schausteller mit dem seltsamen Namen hatte den reichen Bankier in der Hand, und er nützte sein Wissen skrupellos aus — sein Wissen um Lassens Vergangenheit und um die Rolle, die er vor 16 Jahren beim Tod des Generals von Roland spielte.

Als Lassen den alten Hugo Zufall reglos vor sich liegen sieht, erwacht er wie aus einem bösen Traum. Und er weiß, daß erst jetzt wirklich alles verloren ist ... Aber dann, plötzlich, ist ein Ausweg da: Hans Fabusch, der junge Maschinist in Zufalls Berg- und Talbahn, den Lassen von früher kennt, bietet ihm an: er nimmt die Schuld auf sich — und erhält dafür das Geld, das für den Erpresser bestimmt war: eine Viertelmillion Mark.

Doch bald muß Harald Lassen erkennen, daß der Ausweg, den Fabusch ihm bot, eine Sackgasse ist. Und er gesteht seiner Frau Anna Marie seine Tat. Allerdings: den Grund kann er ihr nicht sagen, sie darf ihn nie erfahren: denn Anna Marie ist General von Rolands Tochter — des Mannes, an dessen Tod Harald Lassen die Mitschuld trägt ...

Lassen entzieht sich einer weiteren Aussprache mit seiner Frau, in der Nacht verläßt er das Haus. Er wendet sich an einen alten Freund: Erich Benedikt, den Waffenhändler. Und Benedikt erklärt ihm: „Ich werde Ihnen helfen — unter einer Bedingung ..."

★

Mit heimlicher Genugtuung sah Erich Benedikt, wie Lassen weich wurde.

„Machen wir uns nichts vor, mein Lieber. Von mir erwarten Sie weitaus mehr als Hilfe. Sie erwarten von mir Rettung aus einer absolut aussichtslosen Situation, und die kann ich Ihnen unter Umständen auch angedeihen lassen. Ich kann Ihnen zu einem gefälschten Paß verhelfen. Ich kann Sie mit einem meiner Frachtschiffe ins Ausland schicken, und ich kann Sie in die Lage setzen, sich dort ein neues Leben aufzubauen, vorausgesetzt, daß Sie meine Bedingung erfüllen."

Angespannt blickte Lassen in Erich Benedikts Gesicht. Einst schmal und männlich, war es mit den Jahren breit und dick geworden. Die wasserblauen Augen waren verschlagen, die vorspringende Nase wirkte despotisch, der Mund hemmungslos. Es war ein machthaberisches Gesicht, und die silbergraue Mähne, von der lange Strähnen um die Schläfen hingen, verstärkte diesen Eindruck noch.

„Ich brauche Leute für mein Geschäft. Leute, auf die ich mich verlassen kann. Auf Sie kann ich mich verlassen, weil Sie ohne mich verloren sind."

Das war also die Bedingung! Lassens Unbehagen wuchs. „Ich kenne Ihr Geschäft nicht. Aus den Zeitungen sind nur Gerüchte über illegalen Waffenhandel bekannt."

„Mit der Legalität wollen wir uns hier nicht befassen, dafür habe ich meine Rechtsanwälte", sagte Benedikt schroff. „Im übrigen zwinge ich Sie nicht, in meinen Dienst zu treten. Wenn Sie es vorziehen, können Sie sich ja den Behörden stellen."

„Entschuldigen Sie. Ich habe nur ein wenig mehr über Ihr Geschäft wissen wollen."

„Danke, das geht großartig", lachte Benedikt. „Von Handgranaten bis zu Tanks und Bombern liefere ich alles, was verlangt wird, technisches Personal inbegriffen. Meine Lieferungen sind weltweit. Sehen Sie!"

Er drückte auf einen Knopf. Auf einer Landkarte an der Wand leuchteten winzige rote Glühbirnen in Afrika, Asien und Mittelamerika auf.

„Das zeigt Ihnen, wer meine Abnehmer sind. Algerien und Ägypten. Der Kongo. Indochina, Laos. Letztes Jahr ist Kuba dazugekommen."

Lassen suchte nervös nach einer Zigarette, fand nur eine leere Packung. Er zerknüllte sie. Benedikt schob ihm den Kasten Pralinen zu.

„Greifen Sie zu. Damit habe ich mir das Rauchen abgewöhnt. Die sind besser als Zigaretten."

„Was erwarten Sie von mir, wenn ich in Ihren Dienst trete?" fragte Lassen, der in diesem Augenblick bereit war, jeden Betrag für eine Zigarette zu bezahlen.

„In meinem Geschäft sind die Transporte am wichtigsten. Zu oft geht damit etwas schief. Nicht einmal Lloyds in London versichert diese Lieferungen, und darum steht jedesmal ein Vermögen für mich auf dem Spiel, besonders, wenn die Ladung unersetzlich ist. Eine solche Ladung geht demnächst ab. Von Ihnen erwarte ich, daß Sie den Transport übernehmen. Wenn er sicher ankommt, dann sind auch Sie in Sicherheit."

„Wohin geht der Transport?"

„Nach Port Said."

„Können Sie mir garantieren, daß man mich dort nicht verhaften und ausliefern wird?"

„Ja."

Benedikt schob sich einige Pralinen in den Mund und ließ sie langsam auf der Zunge vergehen.

„Ja, dafür kann ich garantieren. Sie sind nicht der erste, den ich nach Ägypten schicke. Erinnern Sie sich an Hittofer? An Manz, Seipel, Moser? An Dr. Seidele? Alles gute alte SS-Kameraden, die dort zu hohen Ehren gekommen sind, manche unter arabischen Namen. Verlassen Sie sich darauf, daß man Sie mit offenen Armen aufnehmen wird!"

Ein kaltes Fieber befiel Lassen, und die Sucht nach einer Zigarette wurde unerträglich. Nur zu gut erinnerte er sich an diese Männer, die Gamal Abdel Nasser als Spezialisten im Kampf gegen Israel zu sich berufen hatte. Sie waren in Deutschland unsagbarer Verbrechen angeklagt, und sie alle wurden gesucht — genau wie er selbst.

Er stand auf, trat wortlos ans Fenster und starrte über die vernebelte Elbe. Vage löste sich aus dem Nebel ein ausfahrendes Schiff. Langsam zog es dahin, unbekannten Fernen entgegen, und der Anblick löste in ihm ein irres Verlangen nach Befreiung aus, ganz gleich unter welchen Bedingungen. Schon war das Schiff wieder in den Nebeln verschwunden.

Auf dem Tisch stand noch sein Glas Wein. Er leerte es in einem wilden Zug. Eine hektische Röte trat in sein Gesicht.

„Wann geht der Transport ab?"

Benedikts Hände falteten sich ineinander. „Das steht noch nicht fest. Es hängt von den Vorbereitungen ab, die noch im Gange sind. Lange kann es nicht mehr dauern."

„Jeder Tag ist für mich zu lange. Ich weiß nicht, wo ich mich bis dahin verbergen kann."

„Lassen Sie das meine Sorge sein", sagte Benedikt, die Augen lauernd, die Unterlippe vorgeschoben. „Sobald Sie sich entschlossen haben, den Transport zu übernehmen, nenne ich Ihnen ein Hotel, in dem Sie sicher aufgehoben sind."

„Ich habe mich entschlossen."

„Hotel Hopfen." Benedikt grinste befriedigt. „Es gehört mir. Ich hab's eigens zu dem Zweck gekauft, damit ich dort Leute unterbringen kann, die in ähnlicher Lage wie Sie sind. Dort kennt Sie keiner, dort kann Ihnen niemand etwas anhaben, und dort werden Sie später die Einzelheiten über den Transport erfahren."

„Kann ich es gleich aufsuchen?"

„Nein, nicht bevor es dunkel wird. Ich kann's nicht riskieren, daß Sie gesehen werden, wenn Sie mein Haus verlassen. Erst ist auch noch eine Formalität zu erledigen."

„Formalität?"

Abrupt erhob sich Benedikt aus dem

Sofa. Mit unerwarteter Beweglichkeit eilte er an den Schreibtisch und stellte die Sprechanlage an.

„Fräulein Koch? Ich schicke Ihnen Herrn Lassen! Sehen Sie zu, daß er im Hotel Hopfen unterkommt . . ."

★

Ein Päckchen Zigaretten lag auf dem Schreibtisch im Büro der Sekretärin, und Rauch stieg vom Rand des Aschenbechers auf. Sie wies auf einen Stuhl. „Ich muß Sie um Ihre Ausweispapiere bitten", sagte sie.

Lassen starrte auf die Zigaretten, zog die Brieftasche hervor, die seinen Paß und Führerschein enthielt. Er reichte der Sekretärin beides. Heiser bat er: „Können Sie mir mit einer Zigarette aushelfen? Ich habe keine mehr."

„Bedienen Sie sich."

Hastig griff er in die Schachtel. Erst nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte und den Rauch wie erlöst in sich hineinsog, blickte er sich um. Stählerne Karteischränke, Fernschreiber, Telefone, Schreibmaschine, und dahinter das kahle, flache, fast brutale Gesicht des Fräulein Koch.

„Darf ich wissen, was Sie mit meinen Papieren wollen?"

„Ich bin angewiesen worden, sie zu vernichten", sagte sie und ging daran, sie methodisch in Fetzen zu zerreißen.

„Wozu das?" Entsetzt sah er sie an. Ihm war, als wenn sie viel mehr zerreiße als nur seine Papiere.

„Es ist in Ihrem eigenen Interesse. Sie dürfen nichts besitzen, was Sie identifizieren könnte. Sie bekommen später einen neuen Paß, der auf den Namen Osman lauten wird. Geben Sie mir auch Ihren Ehering."

Es schmerzte Lassen, sich den Ring vom Finger zu ziehen. „Anna" war darin eingraviert. Gleichgültig ließ Fräulein Koch den Ring in eine Kassette fallen. Sie hob den Blick.

„Was ist mit Ihrem Hemd? Wenn Initialen darin sind, müssen Sie es ausziehen."

Er starrte sie an. Nie war er einer so kalten Frau begegnet. „Es sind keine Initialen darin", sagte er.

„Um so besser. Was enthält Ihre Aktenmappe?"

Es war ihr also nicht entgangen, daß er mit einer Tasche gekommen war, die er in der Garderobe gelassen hatte. „Wenn Sie es unbedingt wissen müssen, meinen Revolver."

„Den können Sie behalten", sagte sie, und griff nach einem Füllhalter.

Sie schrieb einen Schein aus, den er entgegennahm.

„Geben Sie das im Hotel in der Hopfenstraße ab, wo ich Sie als Hamid Osman aus Kairo anmelden werde."

„Ist das ein Witz?"

„Durchaus nicht. Herr Osman ist in diesem Jahr verstorben. Wir haben den Paß, an dem nur das Foto geändert werden muß. Darum müssen Sie schon mit diesem Namen vorliebnehmen."

„Es kann mir auch gleich sein." Er zerdrückte die Zigarette im Aschenbecher. „Ist das alles?"

„Das ist alles. Weitere Anweisungen werden Sie von Frau Osman erhalten."

Seine Stirn durchfurchte sich. „Von Frau Osman?"

„Fragen Sie nach ihr, sobald Sie im Hotel angelangt sind."

Warum habe ich mich nicht erschossen? dachte er. Warum klammere ich mich so ans Leben, an ein Leben, dem ich doch nicht gewachsen bin?

„Viel Glück, Herr Lassen!" sagte Ingeborg Koch, die jetzt zum erstenmal lächelte.

Es hatte zu dunkeln begonnen, als Lassen endlich die Villa verließ. Der Weg zur Elbchaussee hinunter war so abschüssig, daß er ins Laufen geriet, ohne anhalten zu können; unten kam er außer Atem an. Er fand zu einer Haltestelle. In dem überfüllten Bus, der nach

Berg - und Talbahn

Im Teufelskreis

Harald Lassen — 45 Jahre, erfolgreicher Bankier. Groß und schlank, mit schmalem, hartem Gesicht und stahlblauen Augen, die erbarmungslos blicken können und oft vergessen lassen, daß Lassen — auch ein Herz hat. Er besitzt alles, um glücklich zu sein: eine schöne junge Frau, bezaubernde Kinder, Reichtum und gesellschaftliches Ansehen. Aber dann steht die Vergangenheit gegen ihn auf — und mit einem Schlag ist seine Zukunft in Gefahr

Anna Marie Lassen — die schöne Frau mit dem schimmernd blonden Haar und der Anmut der Jugend, auf die Lassen nicht verzichten kann — um keinen Preis der Welt. Und doch muß er fürchten, sie zu verlieren — wenn sich das Geheimnis, das er vor ihr seit Jahren wahrt, enthüllt

Hugo Zufall — der alte Schausteller mit dem seltsamen Namen, dem fahlen, wie staubig erscheinenden Gesicht und flinken Rattenaugen hinter dicken Brillengläsern ist genauso gefährlich, wie er aussieht. Er hält Harald Lassens Schicksal in seiner Hand. Hugo Zufall stellt die Rechnung auf — aber er muß selbst dafür bezahlen . . .

Hans Fabusch — kaum über 20 Jahre, ein hübscher Junge mit phantastischen Plänen und einem klaren Blick. Über Nacht können seine Träume Wirklichkeit werden — wenn er die schwere Schuld eines anderen auf sich nimmt . . .

Fee Lenz — die blutjunge Tänzerin mit dem seidenweichen Haar, das die Farbe und den Glanz von Kastanien hat, ist fast noch ein Kind — und sie haßt die Welt, in der sie leben muß: die Welt der Gier und der nackten Leidenschaft. Und sie liebt den, der sie aus dieser Welt befreit . . .

St. Pauli fuhr, mußte er stehen. Seine Beine schmerzten vor Ermüdung.

Ecke Große Freiheit stieg er aus. Den Lichtern der Reeperbahn ging er aus dem Weg tauchte in einem Gewirr halbdunkler Seitenstraßen unter. Er hatte nur eine ungefähre Ahnung, wo die Hopfenstraße lag, und über zwanzig Minuten lang irrte er umher, bis er sie endlich fand. Trotz der üblen Nachbarschaft war es eine scheinbar ordentliche Straße, mit bescheidenen Mietshäusern und einigen billigen Läden. Das Hotel gleich an der Ecke machte jedenfalls von außen einen guten Eindruck, und das dazugehörige Restaurant „Zur Heimat", aus dem mattes Licht fiel, schien durchaus solide.

Nichts war in irgendeiner Weise auffällig oder gar verdächtig an diesem Hotel, das sogar mit einem Vereinszeichen aufwarten konnte. VRP. Wofür standen die Buchstaben? Verein rechtschaffener Personen? dachte Lassen sarkastisch.

Klaviergeklimper, das aus dem Restaurant oder den Vereinsräumen drang, begleitete seinen Eintritt in die kleine Halle wie in einem schlechten Film. Er ging direkt auf den Portier zu und gab seinen Schein ab.

Der Portier, der gutmütig und achtbar aussah, wenn nicht geradezu bieder, mit der Glatze und dem Vollmondgesicht, setzte ein Lächeln auf. „Guten Abend, Herr Osman. Gute Reise gehabt?"

„Danke", erwiderte Lassen. „Es war eine anstrengende Reise, und ich bin sehr müde. Ist mein Zimmer fertig?"

„Sicher, Herr Osman. Ihr altes Zimmer 20 im dritten Stock. Hier ist Ihr Schlüssel."

„Muß ich mich anmelden?" fragte er, auf die Formulare auf dem Pult deutend.

„Das erübrigt sich, Herr Osman. Wir haben Sie ja nie abgemeldet."

Etwas beklommen fragte er: „Ist Frau Osman anwesend?"

Der Portier wandte sich zum Schlüsselbrett um. „Bedaure, nein. Sie ist ausgegangen. Wahrscheinlich ist sie im Café Henke."

Es erleichterte Lassen, daß er dieser Frau nicht noch an diesem Abend gegenübertreten mußte. Er winkte dem Portier fast dankbar zu und entfernte sich zur Treppe hin, die er langsam, Stufe für Stufe, hinaufzusteigen begann. Plötzlich fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, sich Zigaretten zu besorgen. Er war zu erschöpft, noch einmal umzukehren.

Im dritten Stock schloß er die Tür zu einem armseligen Einzelzimmer auf. Das Bett war allerdings sauber bezogen, und ein frommer Spruch hing auf einer Holztafel darüber. Sonst gab es da nur schäbiges Mobiliar, einschließlich eines trüben Spiegels, aus dem verschwommen all die Gesichter zu blicken schienen, die sich hier einst aufgehalten hatten.

Er entledigte sich seiner Kleider. Im Begriff, sich aufs Bett zu werfen, fiel ihm auf, daß das Zimmer eine Durchgangstür hatte. War sie verschlossen? Als er die Hand auf die Klinke legte, gab sie unter seinem Druck nach, und durch den Spalt spähte er ins Nebenzimmer, aus dem ein schwerer Duft von Parfüm drang. Er sah auf ein großes zerwühltes Doppelbett . . . Sofort schloß er die Tür wieder. Da kein Schlüssel im Schloß steckte, mußte er sich damit begnügen, einen Stuhl davorzurücken.

Dann ließ er sich aufs Bett fallen und griff mit einer letzten Anstrengung nach dem Schalter des Nachttischlämpchens. In dem Moment, da die Dunkelheit über ihn hereinbrach, war er auch schon in Schlaf gestürzt, in die absolute Bewußtlosigkeit, die nur die Verzweifelten suchen.

★

Trotz Anna Maries Anweisungen, niemanden vorzulassen, hatte das ältliche Fräulein Mengers kurz nach acht Uhr früh den Mann ins Herrenzimmer geführt. Es hatte auch gar keine Wahl gehabt. Der Mann hatte einen Ausweis der Kriminalpolizei vorgezeigt und sich sehr energisch Eintritt verschafft.

Anna fand ihn in den Anblick einer der großen Bronzefiguren vertieft — so vertieft, daß er sie nicht zu bemerken schien, als sie auf ihn zuging. „Sie wollen mit mir sprechen?" fragte sie.

Der stämmige Mann im schäbigen Ledermantel wandte sich langsam um und nickte ihr zu. „Sind diese Bronzen nicht von Lehmbruck?" Seine weiche Stimme schien nicht recht zu ihm zu passen.

„Das stimmt."

„Ich bin ein Bewunderer von Lehmbruck", fuhr er gemächlich fort. „Er konnte aus einem rohen Block Kreaturen von einer Feinheit schaffen, die selbst Rodin nie erreichen konnte."

Sie lächelte kalt. „Es freut mich, daß Sie sich für Kunst interessieren, Herr . . ."

„Oberinspektor Busse", stellte er sich vor. „Zu schade, daß wir uns nicht noch ein bißchen über Kunst unterhalten können, gnädige Frau. Das ist nämlich ein Thema, das mir viel lieber wäre als eine so unangenehme Sache wie die Flucht Ihres Mannes."

So ruhig er das auch gesagt hatte, das Wort „Flucht" rief einen Schock in ihr hervor. „Sie glauben doch wohl selbst nicht, daß mein Mann irgendwelche Gründe hat, zu flüchten?"

„Er ist aber plötzlich verschwunden, und die Erfahrung lehrt, daß ein Mann, der so plötzlich verschwindet, meistens Gründe dafür hat."

„Vielleicht beruhigt es Sie, wenn ich Ihnen sage, daß er auf eine längst geplante Erholungsreise gegangen ist."

„Wenn Sie mich wirklich beruhigen wollen, dann sagen Sie mir auch noch, wohin."

„In die Schweiz", sagte sie aufs Geratewohl. „Ich bin sicher, daß ich schon in den nächsten Tagen eine Nachricht von ihm aus Davos oder Arosa erhalten werde."

Seine Stimme klang nicht mehr so weich. „Gnädige Frau, das stimmt nicht." Er musterte sie genauso gründlich wie vorhin die Statue. „Er ist Ihr Mann. Ich kann verstehen, daß Sie mir nicht die Wahrheit sagen wollen. Doch die Wahrheit ist, daß er nicht in die Schweiz gefahren ist."

„Woher wissen Sie das?"

„Wir wissen, daß er sich im Hauptbahnhof einen Fahrschein nach Zürich gelöst hat. Er hat auch unter dem Namen Harald Anders eine Depesche ans Hotel Baur au Lac aufgegeben. Schließlich ist er auch in den Zug gestiegen. Er ist aber nie in Zürich angekommen."

Trotz ihrer Selbstbeherrschung fühlte sie eine brennende Röte in ihre Wangen steigen. „Das verstehe ich nicht", stammelte sie.

„Weil er bereits in Rothenburgsort wieder ausgestiegen und mit einem Vorortszug zum Hauptbahnhof zurückgefahren ist. Er ist also wahrscheinlich immer noch in Hamburg. Wollen Sie mir nicht doch sagen, wo ich ihn finden kann?"

Noch einmal gelang es ihr, sich zusammenzureißen. Den schimmernd blonden Kopf zurückgeworfen, stand sie hoch aufgerichtet, Stahl in den Augen, Hochmut um den Mund. „Ihr Ton gefällt mir nicht, Herr Busse. Was berechtigt Sie eigentlich, ihn wie einen Verbrecher zu verfolgen? Was hat er getan? Was werfen Sie ihm vor?"

„Das ist es ja gerade, nichts", sagte der Inspektor friedfertig. „Niemand wirft ihm etwas vor, und trotzdem ist er geflüchtet."

„Was wollen Sie von ihm?"

„Eine Auskunft über einen Hugo Zufall. Ist Ihnen übrigens der Name bekannt?"

„Ja. Hugo Zufalls Berg- und Talbahn."

„Das ist alles, was ich von ihm will. Nur diese Auskunft, die sicher zur Zufriedenheit ausfallen wird. Sehen Sie, er ist gerade an dem Tag geflüchtet, an dem Herr Zufall als vermißt gemeldet worden ist."

„Ich bezweifle, daß er ihn überhaupt gekannt hat."

„Daran ist leider kein Zweifel möglich. Er hat ihn gekannt. Sandra Zufall, die Schwester, hat ihn am fraglichen Abend zusammen mit ihrem Bruder auf dem Dom gesehen."

„Bedaure, Herr Busse. Ich weiß davon nichts, und ich weiß auch nicht, wo Sie ihn zur Zeit finden können."

„Gnädige Frau, Sie helfen ihm doch nur, wenn Sie mir helfen, ihn zu finden, damit ich ihn danach fragen kann. Ich muß mich doch sonst mit der Möglichkeit befassen, daß er ein Verbrechen an Hugo Zufall begangen haben kann."

„So leid es mir tut, ich kann Ihnen nicht helfen."

Der Inspektor begriff, daß er mit freundlicher Überredung nicht weiterkam, und er spürte auch wohl, daß diese Frau trotz ihrer tapferen Haltung spröde wie Glas war, das jeden Augenblick zerbrechen konnte. Er starrte in Augen, die seinem Blick plötzlich nicht mehr standhielten. „Wo ist Ihr Mann?" drang er rücksichtslos in sie ein.

In ihrem Aufschrei schien sich die ganze aufgestaute Angst und Erregung zu entladen. „Ich weiß es doch nicht!"

Gerade in diesem Augenblick läutete das Telefon. Das Läuten brachte Anna um den letzten Rest ihrer Beherrschung; sie spürte in allen Nerven, daß es nur Harald sein konnte, der sie in seiner Not anrief.

„Wollen Sie den Hörer nicht abnehmen?" fragte der Inspektor.

Sein Blick verfolgte sie, als sie langsam, fast wankend, über den riesigen Smyrnateppich an den Schreibtisch trat. In dem Sekundenbruchteil, bevor sie den Hörer aufnahm, entsann sie sich, daß sie in ihrem Leben viel durchgemacht hatte. Sie hatte den grausamen Tod ihres geliebten Vaters überlebt, und bestimmt war sie stark genug, auch diese Sekunde zu überstehen.

„Ja?" meldete sie sich.

„Benedikt. Ich bin ein Freund Ihres Mannes. Sind Sie allein?"

„Nein. Ein Herr Busse von der Kriminalpolizei ist hier."

„Ich verstehe. Erwähnen Sie meinen Namen nicht; mit diesen Burschen will ich nichts zu tun haben. Ist das klar?"

„Ja."

„Harald ist in Sicherheit, und ich muß Sie so bald wie möglich sprechen."

„Wann?"

„Paßt es Ihnen gegen 5 Uhr nachmittags?"

„Ja. Wo?"

„Am unauffälligsten ist es im Alsterpavillon."

„Abgemacht."

Ein Aufatmen ging durch ihren ganzen Körper, als sie abhing. Inzwischen hatte sich der Inspektor wieder in die Statue vertieft, über die er sogar seine Hand gleiten ließ.

„War es Ihr Mann?" fragte er.

Sein harter Blick konnte ihr nichts mehr anhaben. „Nein, es war ein Freund, der sich um mich sorgt. Wollen Sie mich jetzt bitte entschuldigen, Herr Busse? Vielleicht haben wir ein andermal Gelegenheit, uns doch noch über Kunst zu unterhalten."

Dann war der stämmige Mann im schäbigen Ledermantel gegangen und hatte sie in angestrengtem Nachdenken zurückgelassen. Weder kannte sie Benedikt noch war ihr irgend etwas über eine Freundschaft zwischen ihm und ihrem Mann bekannt. Trotzdem glaubte sie, den Namen schon einmal gelesen zu haben . . . in der Zeitung . . . auf der Hauptseite . . . in Schlagzeilen. Plötzlich fiel es ihr ein: vor dem ägyptischen Generalkonsulat am Harvestehuder Weg war vor einem Jahr eine Bombe in einem Auto explodiert, Benedikts Auto. Der Chauffeur war dabei ums Leben gekommen . . .

★

Als Harald Lassen an diesem Morgen im Hotel Hopfen erwachte, geriet er in peinliche Schwierigkeiten. Es war keine Waschgelegenheit im Zimmer, ein Umstand, den er am Abend zuvor in seiner Müdigkeit übersehen hatte.

Unter den Dingen, die er kurz vor seiner Flucht in seiner Aktenmappe untergebracht hatte, befand sich, außer seinem Revolver, auch ein Bademantel, den er sich überwarf. Ratlos ging er in dem noch halb dunklen Zimmer auf und ab, wagte es aber nicht, die Gardinen aufzuziehen. Er fühlte sich dem Blick aus dem Fenster auf die armselige Gegend nicht gewachsen. Schließlich entdeckte er eine Klingel neben der Tür und drückte den Knopf nieder.

Ein herrschaftlicher Diener, der ein Bad einlaufen ließ, war wohl kaum zu erwarten. Statt dessen meldete sich eine mürrische alte Reinemachefrau, die er mit einem Trinkgeld zu bestechen versuchte, solange er sich noch den Luxus von Trinkgeldern erlauben konnte. Er fragte sie nach einem Badezimmer.

„Gewiß doch, Herr Osman." Sie rieb

sich die Hände an der Schürze ab, bevor sie seine drei Mark entgegennahm. „Sie haben ja das Bad gleich hier."

Er starrte in ihre trüben Augen. Warum nannte sie ihn „Herr Osman", wenn sie doch wissen mußte, daß der Mann, der so geheißen hatte, tot war? Es hatte keinen Sinn, sich mit ihr einzulassen.

„Ich verstehe nicht. Wo?" fragte er.

Zu seinem Befremden schob sie sich an ihm vorüber zur Durchgangstür zum Nebenzimmer. „Gleich hier, im Zimmer der gnädigen Frau . . ."

Noch lange nachdem die Alte gegangen war, stand er zögernd da und konnte sich nicht entschließen, die wenigen Schritte zum Badezimmer zurückzulegen. Aus dem Halbdunkel, das auch nebenan herrschte, schimmerte das große Doppelbett hervor, und schwere Düfte hingen in der Luft. In die Stille lauschend, vernahm er Atemzüge, die leisen Regungen der Frau in jenem Bett.

Plötzlich zerbrach die Stille. Ein Lachen erscholl, spöttisch im Ton, und eine Altstimme mit einem fremden Akzent sagte: „Warum kommen Sie nicht näher? Haben Sie etwa Angst vor mir?"

„Ich möchte Sie nicht stören, das ist alles", sagte er.

„Kommen Sie nur. Sie stören mich nicht."

„Danke, Frau Osman."

„Nana, wenn ich bitten darf. Vergessen Sie nie, daß Sie als mein Mann gelten. Wir werden auch kaum ‚Sie' zueinander sagen können. Hat Fräulein Koch Ihnen das nicht erklärt?"

„O doch. Sie hat mir alles erklärt, vor allem, daß ich meine weiteren Anweisungen von Ihnen erhalten werde."

„So weit sind wir noch nicht. Bevor ich Ihnen irgendwelche Anweisungen geben kann, muß ich mich erst selber überzeugen, daß Sie für mich annehmbar sind."

„Das ist mir allerdings nicht erklärt worden."

„So kommen Sie doch schon", sagte sie in plötzlicher Ungeduld.

Er steckte sein Rasierzeug zu sich und bewegte sich rasch an ihrem Bett vorbei zum Badezimmer. Wieder kam von ihr ein spöttisches Lachen.

„Einen Moment, bitte! Halten Sie es nicht für angebracht, sich mir vorzustellen?"

Er hielt an und blickte über seine Schulter auf ihren schattenhaften Umriß. „Entschuldigen Sie. Ich hatte nicht gewußt, daß Sie Wert darauf legen. Mein Name ist . . ."

„Behalten Sie den für sich", unterbrach sie ihn. „Gemeint habe ich nur, daß ich Wert darauf lege, Sie mir anzusehen, damit ich weiß, mit wem ich es zu tun habe. Wollen Sie bitte die Vorhänge aufziehen?"

Röte stieg ihm ins Gesicht. Diese Frau war noch unerträglicher als Ingeborg Koch, doch er hatte zu gehorchen, und er trat ans Fenster.

Ruckweise wurde es hell im Zimmer, und fast eine Minute lang maßen sie einander, die Frau auf die Ellbogen gestützt, den schmalen Kopf, von dem pechschwarzes Haar floß, in den Nacken geworfen.

Während ihr impertinenter Blick über ihn hinwegging, stand er starr vor Schrecken, so abstoßend häßlich kam sie ihm vor. Niedrige Stirn mit zerwühltem schwarzem Haar, mysteriöse Augen, hohle Wangen, breite Nasenflügel, lasterhafte Lippen; das dunkle Gesicht einer Sphinx, Stein in Fleisch verwandelt.

Schließlich entschied sie: „Sie sind annehmbar."

Er versuchte gar nicht erst, seine Abneigung zu verbergen. „Darf ich mich jetzt rasieren?" fragte er sarkastisch.

„Tun Sie das nicht. Unrasiert sehen Sie nicht schlecht aus. Außerdem kann Sie so kaum jemand erkennen, wenn Sie nicht erkannt werden wollen."

„Danke für den guten Rat, Frau Osman!"

Im Badezimmer verriegelte Lassen die Tür hinter sich. Seine Abneigung gegen diese Frau, die wenigstens im Augenblick sein Schicksal in der Hand hielt,

Berg - und Talbahn

verdichtete sich noch, als er die Unmenge von Parfümflakons, Salben, Ölen und sonstigen Schönheitsmitteln vor sich sah. Seife besaß er nicht. Er lieh sich ihre aus, als er sich im Badewasser ausstreckte. Hinterher trocknete er sich an ihrem Frottiertuch ab. Er seifte sein Gesicht ein und begann sich zu rasieren. Den Bartwuchs auf der Oberlippe und am Kinn ließ er stehen. Sie hatte nicht ganz unrecht. Kaum konnte er sich selbst erkennen, als er sich im Spiegel prüfte.

Er konnte sehr wohl Hamid Osman heißen, dachte er mit einem Lächeln, das er sich selbst abgewann.

Seinen Bademantel umgeworfen trat er noch einmal vor Nana Osman. Ausnehmend lange Wimpern verhängten den Blick, den sie auf ihn richtete.

„Sie sehen nicht schlecht aus", sagte sie mit ihrer tiefen Stimme.

„Wann kann ich mit Ihnen über den Transport nach Port Said sprechen?"

„Kommen Sie am Nachmittag ins Café Henke. So sehen Sie wirklich ein wenig wie mein Mann aus."

„Er ist tot, hat man mir gesagt."

„Ja. Er kam auf einem der Transporte ums Leben."

„War er krank?"

„Nein, es war ein Unglücksfall."

„Das tut mir leid", sagte er, und in dem Moment, da er sich anschickte zu gehen, fiel ihm ein Stoß von Bildern — obszönen Bildern — auf ihrem Nachttisch auf.

Wer war diese Ägypterin, die in Benedikts Geschäften eine so wichtige Rolle zu spielen schien?

Rasch zog er sich an, die zerdrückten Kleider, das Hemd, das in die Wäsche gehörte, die Schuhe noch schmutzig vom letzten Dombesuch mit Anna und den Kindern. Pedantisch zählte er sein Geld. 479 Mark und 30 Pfennig. Einmal, vor einer Ewigkeit, hatte er um diese Zeit Herrn Specht, Prokurist des Bankhauses Amann & Lassen, Kaufaufträge erteilt, die in die Millionen gingen. So sehr er sich vor jeder Geldausgabe scheute, beschloß er doch, sich bald neue Hemden zu kaufen.

Er stieg die Treppe hinab in die kleine Halle. Dort gewahrte er die Telefonzelle in der Ecke, und sofort wußte er auch schon, daß er den Drang, Anna anzurufen, nicht bekämpfen konnte. Er mußte sie anrufen; in jedem Nerv fühlte er, daß sie verzweifelt auf einen Anruf von ihm wartete. „Du wirst bald mehr von mir hören", wollte er ihr sagen und sofort wieder abhängen. Er wollte ihr nur einen Gruß, ein Lebenszeichen, zukommen lassen.

Der Portier kam ihm zuvor. Vor seiner Erscheinung, sonst so gutmütig und achtbar, konnte man zurückschrecken. Sein Vollmondgesicht war wütend verzogen. Er schrie fast: „Es ist Ihnen streng verboten, zu telefonieren!"

Lassen blieb kalt. Er war nicht in der Lage, sich mit irgend jemand anzulegen. „Warum das?"

„Haben Sie keinen Verstand, Mann? Sie können uns in die größten Unannehmlichkeiten bringen. Fräulein Koch hat mich verständigt, daß Ihr Haus polizeilich überwacht wird. Jeder Anruf von Ihnen kann auf uns zurückgeführt werden. Sie liefern sich selbst aus, wenn Sie Ihre Frau anrufen."

Noch nie hatte mit Lassen jemand in solchem Ton gesprochen. Er steckte es ein. „Danke für die Warnung."

„Ich habe es nur gut gemeint, Herr Osman."

„Es ist in Ordnung."

Lassen hielt sich noch einige Minuten lang in der Halle auf und ließ den Blick über die Menschen gleiten, die wahrscheinlich wie er selbst Ausgestoßene waren. Das Merkmal der Not haftete an ihnen. Sie trugen schäbige Mäntel und Hüte, ihre Schuhe waren genauso schmutzig wie seine. Wer sie auch sein mochten, sie waren plötzlich seine Brüder geworden. Unter den Gesichtern war eines mit glitzernden Brillengläsern und einem blaßvioletten Schmiß, der vom linken Ohr zum Mundwinkel lief und dem sonst etwas dicklichen Gesicht einen verwegenen Ausdruck verlieh.

Langsam ging Lassen ins Restaurant und bestellte sich ein Frühstück. Kurz danach erschien der Mann mit dem blaßvioletten Schmiß in der Tür und blickte sich mit glitzernden Brillengläsern um, als wenn er nach jemand suchte.

Sucht er etwa nach mir? dachte Lassen, der plötzlich glaubte, daß er diesem untersetzten Mann, dem ein forsches Auftreten zu eigen war, schon einmal begegnet war. Im selben Moment trat der Mann an seinen Tisch.

„Dr. Hitzrot. Können Sie sich an mich erinnern?"

„Sie kommen mir bekannt vor. Offen gestanden, weiß ich nicht, wo und wann ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe."

„In Polen. Genau gesagt, Treblinka. Wenn mein Gedächtnis nicht versagt, war es im Dezember 1944, daß ich Ihr zerschossenes Bein reparierte."

„Ich wurde in Tarnowitz verwundet."

„Richtig. Dort waren aber weder Ärzte noch Sanitäter aufzutreiben, und so holte man mich von Treblinka, wo ich Lagerarzt war. Erinnern Sie sich jetzt?"

„Ja." Langsam nickte Lassen mit dem Kopf. „Oberstabsarzt Dr. Konrad Hitzrot."

„Benedikt hat mir verraten, daß Sie hier untergebracht sind, bis der Transport abgeht. Ich habe Sie schon vorhin in der Halle gesehen, doch auf den ersten Blick habe ich Sie nicht erkannt. Darf ich mich zu Ihnen setzen, Lassen?"

„Selbstverständlich." Lassen brachte nicht den Mut auf, ihn, der einer der berüchtigtsten Ärzte in einem der berüchtigtsten KZs gewesen war, vom Tisch zu weisen. „Darf ich etwas für Sie bestellen?"

„Ein Schnaps ist mir immer recht." Der Arzt machte der Schankmamsell ein Zeichen mit dem Daumen. Schon kam der Kellner mit dem Schnaps. „Prost, Lassen", sagte Dr. Hitzrot. „Das haben wir uns wohl beide nicht träumen lassen, uns hier noch einmal zu begegnen."

„Was hat Sie hierhergebracht?"

„Das ist ein ganzer Roman." Der Schnaps regte den Doktor lebhaft an und verfärbte den blaßvioletten Schmiß in dem dicklichen Gesicht zu einem brennenden Rot. „Zunächst ging alles gut mit mir. 1946 konnte ich mit Hilfe eines jüdischen Kollegen, mit dem ich mich auf alle Fälle angefreundet hatte, meine Entnazifizierung erwirken; meine Judenfreundlichkeit gab den Ausschlag. Ich machte in Kiel eine neue Praxis auf, und ich darf sagen, daß ich mich jahrelang allgemeiner Beliebtheit erfreute, als plötzlich, nach dem Ding mit Eichmann, die Hetze auf uns ehemalige Lagerärzte wieder losging. Ich wurde vorgeladen, Zeugen gegenübergestellt und allen Ernstes des Mords an siebzigtausend Juden beschuldigt. Einfach lachhaft. Über so was haben wir genau Buch geführt, laut Erlaß des Reichsführers SS, und ich schwöre, daß es noch nicht einmal fünfzigtausend waren. Zum Glück wurde ich noch rechtzeitig gewarnt, daß meine Festnahme beschlossen worden war. Ich mußte Hals über Kopf flüchten, praktisch ohne einen Pfennig in der Tasche . . ."

Erregung ließ sein Gesicht erbleichen, so daß sich der Schmiß auf seiner linken Wange noch tiefer zu verfärben schien, seine außerordentlich blauen Augen drehten sich nach oben, bis hinter seinen glitzernden Brillengläsern nur noch die Augäpfel zu sehen waren.

„Na, ich will nicht bitter werden, Lassen. Sie sind ja genauso schlimm dran wie ich. Mit dem nächsten Transport haue ich zusammen mit Ihnen ab. Prost darauf!"

Lassen schob sein Frühstück von sich. Er war von solchem Ekel übermannt, daß er nichts zu sich nehmen konnte. Am schlimmsten war es, daß er diesen unausstehlichen Mann noch lange um sich dulden mußte. „Sie gehen also auch nach Ägypten?"

„Wohin sonst?"

„Hat Benedikt Ihnen gesagt, wer noch nach Port Said mitkommt?"

„Dr. Luder und noch einige andere."

„Wer?"

„Dr. Helmut Luder, früher vom ‚Stürmer'."

„Mir unbekannt."

„Na, aber! Sie haben doch bestimmt seine Leitartikel gelesen."

„Bedaure. Ich war auf das Blatt nicht abonniert."

„Trinken Sie Ihren Kaffee aus, Lassen! Es ist unbedingt wichtig für Sie, Dr. Luder kennenzulernen, der den Propagandadienst gegen Israel übernehmen wird."

In dem Moment, da Lassen den Kellner heranwinkte, flüsterte Dr. Hitzrot: „Tun Sie mir den Gefallen und zahlen Sie für mich mit. Ich muß mich irgendwie durchmogeln, bis ich auf dem Schiff bin."

„Selbstverständlich. Ich habe Sie ja eingeladen."

„Und wenn Sie mir einen ganz besonderen Gefallen tun wollen, leihen Sie mir fünfzig Mark."

Es war mindestens fünfzig Mark wert, Dr. Luder kennenzulernen, im Hotelregister als Abdel Kader eingetragen, zumal in den Preis auch gleich der kleine Salmann einbegriffen war, dem Arzt zufolge ein ehemaliger Gestapo-Chef, doch jetzt, unter dem Namen Al-Nasher, ein Agent der ägyptischen Geheimpolizei, der sich zur Stunde in Dr. Luders Zimmer aufhielt. Das war, abgesehen vom noch ungemachten Bett und einer halbvollen Cognacflasche auf dem Nachttisch, als Büro eingerichtet, mit hohen Regalen, in denen Packen von antisemitischen Druckschriften aufgestapelt lagen.

„Meine Herren", sagte Dr. Hitzrot mit Aplomb, „es gereicht mir zur Ehre, Ihnen Herrn Lassen, den prominenten Finanzmann, vorstellen zu dürfen."

„Sehr angenehm." Dr. Helmut Luder erwies sich als ein intellektueller Typ von hohem, hagerem Wuchs. Er hatte einen bemerkenswerten Kopf mit graumeliertem Haar, buschigen Brauen über scharf spähenden Augen und einer Papageiennase, die fast über den dünnen Mund hing. Am bemerkenswertesten waren die langen, peinlich weißen Klavierspielerhände, die sich in geschmeidigen Bewegungen ergingen. „In meinem Büchlein ‚Wer war wer in der SS?' ist ein Obersturmbannführer Harald Lassen angegeben. Der sind Sie doch?"

„Der war ich." Lassen vermied es, die lange weiße Hand, die sich ihm darbot, zu ergreifen.

„Freut mich, Herr Lassen — ich meine, Herr Osman", sagte der kleine Salmann lächelnd. „Freut mich sogar ganz besonders, da Ihr Vorgänger, der wirkliche Hamid Osman, ein Freund von mir war. Trotz einer gewissen Unzuverlässigkeit war er ein guter Mann. Ich versichere Ihnen, es war schrecklich für mich, als ich mich vor einem Jahr gezwungen sah, ihn umzulegen."

Dr. Luders Gesicht barst in die tausend Scherben eines Lachens. „Lassen Sie sich nicht ins Bockshorn jagen, Lassen!"

Sogleich stimmte der kleine Salmann in das Lachen ein. „Nein, nehmen Sie es nur nicht tragisch. Was sagen Sie übrigens zu Nana Osman? Rassig, was? Mann, haben Sie ein Glück, sich gleich in ein gemachtes Bett legen zu können!"

Darüber brach auch Dr. Hitzrot in Gelächter aus, doch Lassen stand mit finsterer Miene da und starrte auf Salmann. Salmann war klein, leicht und zart gebaut, mit gelblichem Haar, das wie gebleicht aussah, und einem harmlosen Gesicht ohne irgendwelche Falten, in dem nur die Augen einen eigentümlichen Glanz besaßen. Schwer verständlich, daß dieser unscheinbare Mann einst Chef des Einsatzkommandos gewesen war, das im Getto von Warschau Frauen und Kinder hingemetzelt hatte.

„Warum starren Sie mich so an, Lassen?"

„Beantworten Sie mir eine Frage. Muß ich aus Ihrer Bemerkung schließen, daß Osmans Tod kein Unglücksfall gewesen ist?"

„Wie man's nimmt." Der kleine Salmann lächelte sanft. „Es spricht ja nichts dagegen, daß ich Sie auch in den Rest der Geschichte einweihe. Wir waren auf hoher See. Nana selbst verriet mir, daß Osman bestochen worden war, den Transport an Israel auszuliefern, und so kam es eben zu dem Unglücksfall."

In Lassen loderte derselbe gefährliche Jähzorn auf, der ihn schon einmal überwältigt hatte — in einem Schuppen unterhalb der Berg- und Talbahn auf dem Dom. „Können Sie mir auch noch sagen, wie es kommt, daß sich ein Mann wie Sie, der meines Wissens in Abwesenheit zum Tod verurteilt worden ist, in Deutschland frei bewegen kann?" fragte er scharf.

„Beziehungen, Herr Lassen, Beziehungen. Auch Sie erfreuen sich ja guter Beziehungen, die Ihnen Scherereien mit der Polizei ersparen."

Dr. Luders lange weiße Hände schienen die gereizte Stimmung mit weichen Gesten besänftigen zu wollen. „Ein Cognac angenehm, meine Herren?"

„Allemal!" rief Dr. Hitzrot begeistert.

★

Eine Stunde später traute sich Lassen aus dem Hotel auf die Straße und lief in den erbärmlichen Straßen umher und dachte nach. Es war ein kalter Tag, an dem man um so schärfer denken konnte, und er dachte scharf und klar. Sicher, er verabscheute diese Menschen. Sie waren die Überreste des Dritten Reichs, Totschläger, die sich zum Totschlag berechtigt fühlten. Auch er hatte sich berechtigt gefühlt, ein böses altes Männchen totzuschlagen, das ihn nur darum erpressen konnte, weil er einst zu den Hitzrots, den Dr. Luders und den Salmanns gehört hatte.

Konnte er wirklich von sich sagen, dachte er, daß er besser war als zum Beispiel Salmann?

Er war ein Nazi gewesen, und jetzt war er zurück unter denselben alten Nazis, die zu Tausenden dem Ruf Gamal Abdel Nassers in die Smaragdberge Ägyptens folgten, wo, nahe der Stadt Assiut, deutsche Truppen von deutschen Generälen ausgebildet wurden, mit Waffen, die zum großen Teil von Erich Benedikt stammten.

Hatte er eine Wahl? Nein. Wenn es ihm auf sein Leben ankam, mußte er sich mit diesen Menschen abfinden, unter die das Schicksal ihn zurückgeworfen hatte. Es kam ihm auf sein Leben an.

Wenn er an Anna und die Kinder dachte, hatte er keine Wahl. Sie konnte er nicht aufgeben. Er konnte nur in der Hoffnung leben, sie nachkommen zu lassen, sobald es ihm gelungen war, sich in Ägypten eine neue Existenz aufzubauen. Daß er das Zeug dazu noch in sich hatte, daran zweifelte er nicht. Er fühlte, daß er es schaffen konnte, wenn er nur fähig war, sich von seinen Idealen loszusagen, die er sich schwer genug errungen hatte, seine Ideale von Freiheit und Menschenliebe . . . War er dazu fähig?

Die Straßen waren deprimierend. Sie hatten nur den Vorteil, daß er hier nicht zu befürchten brauchte, erkannt zu werden.

Der Laden, in den er trat, war ärmlich. Nach den Ausgaben, die er heute gehabt hatte, waren ihm kaum vierhundert Mark geblieben, und davon gab er in der nächsten Viertelstunde noch ungefähr hundert Mark für Hemden, Socken, Unterwäsche und den billigsten Koffer aus, den er finden konnte.

Schließlich kehrte er ins Hotel zurück. Der Portier winkte ihm vertraulich zu, und er winkte zurück. In seinem Zimmer angelangt, verschloß er die Tür. Zuerst zog er sich eines der neuen Hemden an. Es war zumindest sauber. Er zündete sich eine Zigarette an, setzte sich an den Tisch und begann einen langen Brief an Anna.

Nie hatte er den Mut gehabt, ihr zu gestehen, warum er erpreßt worden war. Seine Angst, sie zu verlieren, war zu groß gewesen. Jetzt schrieb er alles sorgfältig nieder, und zum Schluß bat er sie, zu verstehen. Erst dann begriff er, daß er ihr nicht schreiben durfte, bis er in Ägypten angekommen war, und er riß den Brief in tausend kleine Fetzen . . .

Fortsetzung folgt in der nächsten 


RENDEZVOUS DER PROMINENZ:
Seebad Acapulco, Mexiko
Lächelnd grüßt man sich: »Nos vemos en Acapulco!«
Eine Flugstunde von Mexico City entfernt, träumt am tropischen
Stillen Ozean ein zauberhaftes Stelldichein der internationalen Prominenz:
das Seebad Acapulco. Felsenberge umschließen die Bucht,
den weißen Strand. Man schwimmt, jagt, man tanzt, flirtet auf den Terrassen
der Luxushotels, am Rande der einsamen indianischen Welt . . .
International ist der Ruf der Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR.
Geschmackssichere Kenner auf fünf Kontinenten stimmen in ihrem
Urteil überein: *Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.*
ASTOR



Sind Träume wirklich Schäume?
Ich war fest davon überzeugt,
bis . . . ja, bis mir
die seltsame Geschichte
mit George Peters passierte



Achtung! Achtung!" quakte die Stimme aus dem Radiolautsprecher. „Wir geben eine Sturmwarnung." — „Endlich merkt ihr auch was davon", knurrte ich wütend. Ich knurrte es zu mir selbst. Es war niemand da, mit dem ich hätte reden können. In einem kleinen Landstädtchen wie Ipsfield kann man sich nur einen Polizisten leisten.

Ich schaltete das Radio ab und trat ans Fenster meiner Dienstbude. Tiefhängende Wolkenfetzen jagten über den Nachthimmel. Die Bäume ächzten im Sturm, und die schwere eiserne Gartenpforte schlug krachend gegen den Betonpfosten. Ich überlegte gerade, ob ich 'rausgehen und sie schließen sollte, als ich den Mann sah.

Ohne Hut und Mantel kam er über den vom Regen aufgeweichten Weg auf das Haus zu gelaufen, riß die Tür auf.

Einen Augenblick stand er schweratmend in der offenen Tür, das dunkle Haar in die Stirn geklebt, und sah sich unsicher um.

„Tür zu!" brüllte ich.

Er schien nicht zu hören. Aber der Wind war so freundlich, die Tür wieder zuzuknallen.

„Was wollen Sie", fuhr ich meinen Besucher an.

„Ich . . ." Er holte tief Luft. „Es handelt sich um einen Mord."

„Was?" Ich ließ mich erschrocken auf meinen Schreibtischstuhl fallen und starrte ihn an. In Ipsfield gibt's normalerweise ein paar Raufereien zu schlichten. Einmal hatte einer ein Huhn geklaut. Aber das war vor meiner Zeit, und außerdem war's ein Auswärtiger. Aber Mord . . .

„Wer ist denn ermordet worden?"

Der Mann ließ sich auf den Besucherstuhl fallen und strich das verklebte Haar aus seiner Stirn. „Mein Chef", sagte er. „Mister G. C. Brown, von der Brown-Fernsehwerbung in Chikago."

„Aha." Ich dachte daran, wie viele Abende der Kerl mir schon mit seinen geistlosen Reklameversuchen verhunzt hatte und sah fast einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit in seinem gewaltsamen Ableben.

„Ich konnte ihn nicht leiden", sagte der Mann auf dem Stuhl tonlos. „Er hat mich schikaniert."

Ich nickte verstehend.

„Ich konnte nichts dafür. Es . . . es kam einfach so."

Mir blieb die Luft weg. „Sie meinen, Sie haben selbst . . ." Der Mann nickte. „Ja. Ich habe ihn umgebracht." Er machte eine fahrige Bewegung mit seinen Händen. „Es ging eben nicht anders."

„Nein, natürlich nicht."

Das Zimmer schien sich um mich zu drehen. Fassungslos starrte ich auf den jungen Menschen, der einen Mord damit entschuldigte, daß es eben nicht anders ging. Ein schmales, hageres Gesicht, übernächtigt, mit tief in den Höhlen liegenden Augen. Die schmalen, fast weiblichen Hände spielten unruhig mit einem Feuerzeug.

„Ich habe Sie noch nie gesehen", sagte ich nach einer Weile mißtrauisch.

„Möglich. Ich bin erst vor zwei Wochen zugezogen. Ich wohne oben in der Elm-Street."

„Na schön, dann mal der Reihe nach." Ich zog ein Protokollformular heran und griff nach dem Kugelschreiber. Erfahrungsgemäß wirken Formulare und die vertraute Amtsroutine außergewöhnlich hebend auf verlorengegangene Sicherheit.

„Sie heißen?"

Er hieß George Peters, war 28 Jahre alt, ledig, ohne Vorstrafen und unveränderliche Kennzeichen.

„Wie ist Mister Brown gestorben?" fragte ich.

„Es war ein Verkehrsunfall", sagte Peters. „Er ging aus dem Büro über die Straße und . . ."

„Nicht schlecht", sagte ich mit leiser Anerkennung. „Dunkle Straße, ein bißchen Gas, und weg ist er."

Peters schüttelte den Kopf. „Nein. Es war heller Nachmittag, in der Hauptverkehrszeit."

„Alle Achtung. Und da sind Sie so weggekommen? Keiner hat sich Ihre Wagennummer gemerkt?"

„Meine Wagennummer?" Peters machte ein Fragezeichen mit den Augen. „Ich habe doch gar keinen Wagen. Mister Brown ist unter die Straßenbahn gekommen."

„Und Sie haben ein bißchen nachgeholfen, wie?"

„Ich?" Er sah mich entsetzt an. „Ich war doch zu der Zeit noch oben im Büro."

„Sie waren . . ." Jetzt verschlug es mir aber wirklich den Atem. „Sagen Sie mal, sind Sie verrückt, oder wollen Sie mich auf den Arm nehmen!"

„Nein." Seine Augen flackerten angstvoll. „Bestimmt nicht. Er ist doch wirklich unter die Bahn gekommen. Sie können's in der Zeitung nachlesen."

„Und Sie waren im Büro?" Ich wischte das Protokoll vom Tisch und starrte ihn wütend an. „Wo bleibt dann Ihr Mord, he!"

„Ich — ich habe den Mord geträumt", sagte Peters tonlos. „In der Nacht davor habe ich geträumt, daß Brown unter die Straßenbahn kommt. — Sie . . . Sie glauben mir doch, nicht wahr?" Seine Augen flehten. Ein verzweifeltes, irres Flehen, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Draußen brach krachend ein Ast, und der Sturm knallte die Eisentür gegen den Betonpfosten. In monotonem, regelmäßigem Rhythmus.

„Sie müssen mir glauben, bitte", flehte Peters.

Unwillkürlich tastete ich nach der Schublade. Und dann fiel mir ein, daß ich ausgerechnet heute die Pistole am Koppel gelassen hatte. Und das Koppel hing über der Lehne des Besucherstuhls.

„Ja, ich glaube Ihnen", sagte ich gepreßt und starrte auf meine Pistole, die hinter Peters' Ellenbogen an der Stuhllehne baumelte.

„Gott sei Dank." Er seufzte erleichtert auf. „Ich wüßte wirklich nicht, was ich sonst getan hätte." Ein befreites Lächeln glitt über sein Gesicht, und er lehnte sich etwas bequemer zurück.

„Erzählen Sie, wie Sie den Mann totgeträumt haben", sagte ich hastig.

Ich muß ihn beim Reden halten, dachte ich nervös. Er darf nicht merken, daß die Pistole neben ihm hängt.

„Diese Träume sind entsetzlich", sagte er verstört. „Ich glaube, der Teufel gibt sie manchen Menschen ein, die er besonders quälen will."

„Bestimmt", sagte ich. Wenn einer vor meiner Pistole sitzt, sage ich zu dem größten Unsinn „bestimmt".

„Als Kind habe ich es zum erstenmal gemerkt. Mein Bruder hat mich geärgert. Da habe ich geträumt, daß er sich das Bein bricht. — Am nächsten Tag fiel er von der Schaukel. Komplizierter Schienbeinbruch." Er sah mich triumphierend an.

„Der nächste war ein Nachbar, der immer den Hund auf mich hetzte, wenn ich seine Äpfel stahl. Für ihn träumte ich einen Autozusammenstoß."

„Und der trat ein?"

Peters nickte. „Er lag fast ein halbes Jahr im Krankenhaus. Und dann ließ mich ein Lehrer in der achten Klasse sitzenbleiben. Der hat sich das Genick gebrochen."

„Nachdem Sie es geträumt hatten?"

„Natürlich. Ich träumte, daß er beim Gardinenaufhängen von der Leiter fiel. Unheimlich, nicht?" Er stieß ein hohles, glucksendes Lachen aus. Ich zog unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern, und mein Rücken bekam eine Gänsehaut.

Ein Irrer.

Wahrscheinlich aus der Klapsmühle in Carstens ausgebrochen. Bei dem Sturm . . .

„Ich wollte nicht mehr träumen, Mister." Seine Stimme war plötzlich weinerlich, wie die eines Kindes, das wieder mal beim Naschen erwischt worden ist. „Bestimmt nicht. Nach der Sache mit dem Lehrer hatte ich es mir ganz abgewöhnt. Fast zehn Jahre lang. Aber Brown hat mich so schikaniert, und da konnte ich nicht anders." Er hob beide Hände in einer hilflosen, entschuldigenden Geste. „Der Traum kam einfach. Ich

konnte nichts dafür. — Und am nächsten Tag passierte es dann auch, mit der Straßenbahn, genau wie ich es geträumt hatte."

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte zwischen den Knien hindurch auf den Boden. Die schmalen Schultern zuckten, als ob er weinte.

Ich überlegte, ob ich ihn anspringen und meine Pistole an mich reißen sollte. Aber bis ich mit meinem dicken Bauch hinter dem Schreibtisch vorkommen würde . . .

„Es ist schön, daß Sie wegen Ihres Traumes Gewissensbisse haben", sagte ich väterlich und schob vorsichtig den Stuhl zurück. „Aber Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen. Es war bestimmt nur ein unglücklicher Zufall, weiter nichts. Kein Gericht der Welt könnte Sie verurteilen, weil Sie einen Tod vorausgeträumt haben."

„Doch", widersprach er tonlos und hob den Kopf aus den Händen. „Ich werde verurteilt und hingerichtet."

„Unsinn." Ich schob den Stuhl wieder ein paar Zentimeter zurück. „Es gibt keinen einzigen Beweis dafür, daß Ihr Traum . . ."

„Ich weiß es", sagte er mit einem resignierten Nicken. „Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen, weil es keinen Ausweg gibt. Heute nacht habe ich geträumt, daß ich geköpft werde." Er hob unwillkürlich die Schultern. Seine Lippen zitterten. „Ich sah die Guillotine. Das Fallbeil sauste herunter. Ich fühlte einen furchtbaren Schlag im Genick . . ." Er preßte beide Hände um seinen Hals, aus seinem Mund kam ein würgendes Röcheln. „Ich fühle es immer noch", krächzte er mühsam. „Immer noch . . ."

Ich hatte den Stuhl jetzt so weit zurückgeschoben, daß ich einigermaßen schnell aufspringen konnte, wenn sich eine Gelegenheit bot.

„Sehen Sie, da haben Sie den Beweis, daß an Ihrer ganzen Träumerei nichts dran ist. Eine Reihe von unglücklichen Zufällen — weiter nichts." Ich legte die Hände auf die Tischplatte und grinste ihn freundlich an. „In diesem Staat wird niemand geköpft. Wir haben eine Gaskammer."

„Wirklich?" Er hatte sich halb erhoben und starrte mich mißtrauisch an, den Mund halb offen, einen dünnen Schweißfilm auf der Stirn.

„Mein Wort darauf", erklärte ich feierlich. „Also machen Sie sich keine Gedanken über Ihre Träume. Okay?"

„Keine Guillotine", seine Hand massierte nachdenklich über den Hals. „Nicht zu glauben . . ." Ein breites Grinsen zog über sein Gesicht. Ein fast fröhliches Grinsen.

„So, und jetzt gehen Sie schön nach Haus", redete ich ihm gut zu. „Wenn Sie wollen, können wir ja morgen weiterreden."

„Wirklich?" Sein Gesicht strahlte plötzlich. „Darf ich wiederkommen?"

„Natürlich dürfen Sie. Aber nur, wenn Sie jetzt gehen."

„Ich gehe schon." Er stürzte fast zur Tür, warf sie hinter sich zu.

Mit einem Satz war ich beim Stuhl, riß meine Pistole an mich.

„Menschenskind", flüsterte ich erschüttert. „Das ist ja noch mal gutgegangen." Ich riß die Pistole aus dem Halfter und rannte zur Tür.

Der Sturm riß mich fast um, als ich sie aufstieß. Die eiserne Gartentür krachte in unregelmäßigem Rhythmus gegen den Betonpfeiler. Peters hatte sie gerade erreicht.

„He! Peters!" brüllte ich und stürzte ihm nach.

Er wandte sich erschrocken um, rutschte im Moder des Gartenweges aus. Er ruderte verzweifelt mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu halten. Aber er schaffte es nicht. Mit einem Schrei stürzte er zu Boden.

Und die eiserne Gartentür knallte donnernd gegen den Betonpfosten.

Er war sofort tot. Die scharfe Kante der Eisentür hatte ihm das Genick gebrochen. Wie eine Guillotine . . .

ENDE

Sie wurde schuldig vor dem Gesetz. Hinter Gefängnismauern hat sie gesühnt. Aber die Schatten ihrer Verzweiflungstat verfolgen sie. Über ihrer Zukunft steht das böse Wort:

Vorbestraft

Der Roman einer Mutter, die um ihr Recht kämpft / Von Lutz Neuhaus

Vierzehn Monate war Juliane Kurschat im Gefängnis, weil sie ihre vierjährige Tochter Renate mit in den Freitod nehmen wollte. Grund: ihr Mann, der egoistische und rücksichtslose Dr. Karl Kurschat, betrog sie mit einer anderen Frau.

Nun ist Juliane wieder frei. Inzwischen wurde sie schuldig geschieden, Renate dem Vater zugesprochen. Kurschat hat Isa, seine einstige Geliebte, geheiratet. Er will Juliane mit einem Scheck von 20 000 Mark ganz aus seinem Leben verschwinden lassen: „Geh in eine andere Stadt, bau dir eine Existenz auf . . ."

Aber Juliane geht nicht. Sie kann nicht ohne ihr Kind leben. So vertraut sie sich einem gewissen Hubert Röder an, einem zwielichtigen Winkeladvokaten. Sie gibt ihm nach einigem Zögern die entscheidende Waffe in die Hand: Kurschat hat, während der Ehe mit Juliane, drei Tage als „Herr und Frau Kurschat" in einem Hotel mit Isa gewohnt. In der Rocktasche hatte Juliane die Rechnung gefunden.

Juliane arbeitet als Hilfskraft im Laboratorium der Zena-Chemie. Ihr verhältnismäßig junger, aber erfolgreicher Chef ist Dr. Claus Harland. Unversehens entflammt zwischen ihnen ein Gefühl, das mehr ist als Sympathie.

Und bevor Juliane sich klar ist über ihre Empfindung, bittet Harland bei einem Sonntagsausflug: „Juliane — werde meine Frau . . .!"

★

Ihre Hände lagen hoch an seiner Brust, und seine Hände umschlossen ihre Schultern.

„Juliane . . ."

Seine Stimme, weich und leise jetzt, zwang sie, ihn anzusehen. Sie hob das Gesicht. Ihre großen, dunklen, jetzt wie umschatteten Augen sagten ihm, was sie empfand. Es war Glück, ungläubiges Erstauntsein und — Angst. Aber wovor nur? Er fragte nicht. So sagte er noch einmal:

„Ich will, daß du meine Frau wirst." Und nach kurzem Zögern: „Du willst es auch, nicht wahr?"

„Ja", sagte sie still. Sie hielten sich mit den Blicken fest. „Ja, Claus." Es war das erste Mal, daß sie ihn beim Vornamen nannte. „Und doch", wollte sie weitersprechen, „da gibt es so vieles . . ."

„Ich weiß", nahm er ihr das Wort ab, denn er wußte sofort, was sie sagen wollte. „Renate. Deine kleine Tochter. Und daß du sie bei dir haben willst, für ganz und immer."

„Aber du kennst sie nicht."

„Noch nicht, nein." Er lächelte.

„Es ist schön, daß du mich verstehst. Denn auch mich kennst du nicht, du weißt noch nicht viel von mir."

„Genug", sagte er einfach, „um alles zu wissen."

„Auch daß ich . . ." Ihre Stimme wurde unsicher. Sie kam nicht weiter, denn da sagte er rasch und entschieden:

„Behalt es für dich, Juliane. Wir lieben uns. Ich weiß es, und mehr will ich nicht wissen."

Sie löste sich von ihm und sagte hastig: „Laß uns jetzt zurückfahren, bitte. Du weißt, ich habe Renate versprochen . . ." Aber das war es nicht, was sie sagen wollte. Es war nur, weil ihr bei seinen Worten etwas heiß in den Augen brannte, und sie wollte nicht, daß er sah, wie ihr zumute war, wie nahe sie jetzt dem Weinen war. Es war das Glück, das sie wie auf einer Woge heraushob aus allem. Und daß er nicht fragte. Daß er ihr vertraute, ohne zu fragen, ohne alles wissen zu wollen.

Claus Harland sah ihr lächelnd nach, als sie von ihm fort in das Gebüsch lief, wo sie ihre Kleider liegen hatte . . .

Juliane hatte sich mit Gerda für vier Uhr am Zooeingang verabredet. Harland fuhr scharf, und so kamen sie auf die Minute an. Er blieb im Wagen sitzen; besser, sie trennten sich hier.

„Morgen im Labor", sagte Juliane. „Aber wir dürfen uns nicht verraten."

„Noch zehn Tage", sagte er, „und wir haben es hinter uns."

Renate sah ihre Mutter, als sie aus dem Wagen stieg, und kam ihr über den Platz entgegengelaufen.

„Mutti, Mutti . . ."

„Renate, Kind!" Sie bückte sich, und Renate stürmte in ihre Arme.

Harland wollte gerade anfahren. Aber als er die beiden sah, das Kind in Julianes Armen, nahm er das Gas weg und kuppelte wieder aus. Es war der Augenblick, wo er begriff, was dieses Kind für Juliane bedeuten mußte . . .

Der Sonntag verging. Für beide, Juliane und Claus Harland, klang er glücklich aus, aber dann begann wieder eine Woche.

Schon am Montag bekam Juliane zu spüren, daß das, was Betty Zoff am Freitag beim Mittagessen in der Kantine mit ihren bösen, gehässigen Worten heraufbeschworen hatte, zu wirken begann und die Arbeitsatmosphäre im Labor vergiftete. Es fing damit an, daß der fünfzehnjährige, sommersprossige Lehrling Hugo, der ihr sonst immer bereitwillig zur Hand ging, sie einfach stehenließ, als sie ihn bat, ihr einen Satz Reagenzgläser herüberzureichen. Sie dachte sich zuerst nichts dabei. Scheint heute launisch zu sein, dachte sie nachsichtig, wird sich über irgend etwas geärgert haben und will sich nicht ansprechen lassen. Na schön. Juliane vergaß es wieder. Es lohnte nicht, sich darüber Gedanken zu machen. Sie hatte an anderes zu denken. Hin und wieder sah sie rasch zu dem Kabinett, hinter dessen Glaswänden Harland bei der Arbeit war, und jedesmal, wenn sie hinsah, sah auch er flüchtig auf, und ihre Blicke trafen sich in einem geheimen Einverständnis.

Gegen elf Uhr läutete das Telefon auf seinem Arbeitstisch. Harland nahm ab. Es war Frau Scholten. Sie nannte ihren Namen und bat ihn, Frau Kurschat kurz sprechen zu dürfen. Es sei wichtig.

Er rief Juliane zu sich herein. „Eine Frau Scholten möchte Sie sprechen, Frau Kurschat. Es sei wichtig."

Alle im Labor hörten es. Ein paar der Frauen steckte tuschelnd die Köpfe zusammen. „Frau Scholten?" erinnerte sich eine. „Das muß ihre Bewährungshelferin sein. Die Zoff sagte doch da so was . . ."

Harland bemerkte die Unruhe, und während Juliane an ihm vorbei ans Telefon ging, trat er näher.

„Na, meine Damen, was gibt's?"

Die Köpfe fuhren auseinander. „Nichts", sagte eine patzig, und eine zweite meinte spitz, anzüglich:

„Vielleicht kommen Sie noch selber drauf, Herr Doktor." Und, eine Spur gehässiger: „Sie war ja schon immer was Besonderes."

„Frau Kurschat?"

„Allerdings. Aber wenn Sie mich fragen, Herr Doktor, in ihrer Haut möcht' ich nicht stecken."

„Könnten Sie das deutlicher sagen, Frau Rohloff?" Seine Stimme bekam einen gefährlichen Unterton.

„Lieber nicht", sagte die Frau hastig und machte, daß sie ihm aus den Augen kam.

Als er in sein Kabinett zurückging, hörte er Juliane gerade sagen:

„Aber nein, Frau Scholten, vor Röder brauchen Sie mich bestimmt nicht zu warnen. Er hat mir schon sehr geholfen. Wenn ich ihn . . ." Sie brach erschrocken ab.

„Sprich ruhig weiter", sagte Harland leise. „Oder störe ich dich?"

Sie verneinte stumm. Zu Frau Scholten sagte sie nur noch:

„Ich könnte es Ihnen erklären, aber nicht jetzt, nicht so am Telefon."

„Ja", entgegnete ihre Bewährungshelferin, „das interessiert mich allerdings. Und noch etwas, Frau Kurschat: nehmen Sie sich vor dieser Betty Zoff in acht. Lassen Sie sie möglichst stehen, wenn sie was von Ihnen will. Sie hat ein böses Mundwerk. Sagen Sie ihr nichts von sich; sie würde es, gräßlich entstellt, sofort Ihren Kollegen zum Besten geben."

„Danke, Frau Scholten." Sie konnte, wollte dazu nichts sagen und legte auf, blaß mit einemmal, sehr erschrocken. Jetzt begriff sie, warum die anderen im Labor heute so anders waren. Der Freitag fiel ihr ein, die für sie so entsetzlichen Minuten am Tisch in der Kantine, als diese Betty Zoff sich zu ihr gesetzt und über sie geredet hatte.

„Etwas Wichtiges?" fragte Harland leise. Sie waren allein in seinem Kabinett, aber als er flüchtig ins Labor sah, bemerkte er, daß sie neugierig beobachtet wurden.

„Eigentlich nicht", wich sie ihm aus.

„Irgend was ist los heute. Mit den anderen. Ahnst du, was es sein könnte?"

Sie ahnte es nicht nur, sie wußte es und hätte es ihm genau erklären können. Aber jetzt und hier? Nein.

„Nein", sagte sie knapp.

Da fragte er nicht weiter, und sie ging rasch ins Labor und an ihre Arbeit zurück.

Am Abend waren sie zusammen, aber er kam nicht mehr darauf zurück, und Juliane war ihm dankbar dafür. Er hatte es nicht vergessen, das nicht, aber es gab Wichtigeres, über das sie sprechen mußten, und da sie von sich aus nichts sagte, was ihm die Situation erklärt hätte, beließ er es dabei.

Sie sahen sich jeden Abend. Die Abende waren abgetrennt vom Tag, und sie hüteten sich in stillschweigender Übereinkunft, sich am Abend von den Dingen des Tages wieder einholen zu lassen.

Sie zählten die Tage bis zur Abreise nach Düsseldorf.

„Noch vier Tage", sagte er eines Abends. Nur noch vier Tage. Juliane atmete auf. In vier Tagen beginnt ein neues Leben. Unser Leben.

Aber da gab es noch etwas — nicht in ihrem Leben, in seinem Leben. Sie wußte, daß es in Düsseldorf dieses Mädchen gab, Ada Corell, die Tochter seines Chefs. Warum sprach er nie von ihr?

Es war, als habe er ihren Gedanken erraten, denn an diesem Abend sagte er zu ihr, er müsse noch einen Brief schreiben, heute noch, er könne es nicht länger aufschieben.

„Du weißt, an wen ich da denke, Juliane?"

Sie nickte nur, war blaß, und die Kehle war ihr plötzlich eng.

In der Nacht schrieb er den Brief; er fing ihn zweimal an, er brachte ihn beim drittenmal zu Ende. Aber er schickte ihn nicht ab. Nein, so ging es nicht. Das war zu billig. Er würde sich mit ihr aussprechen, und sie, das hoffte er, würde ihn verstehen. Er zerriß den Brief.

Juliane hatte gekündigt, kurzfristig zwar, aber Herr Mack, der Personalchef, hatte keine Einwände. Denn inzwischen war auch ihm einiges zu Ohren gekommen. Daß Juliane vorbestraft war, wußte er von Frau Scholten; und es ging ihn weiter nichts an, daß auch Julianes Kolleginnen inzwischen informiert waren.

In diesen Tagen kam es im Labor zu der Gemeinheit, die Juliane instinktiv vorausgeahnt hatte. Ausgerechnet Käthe, das rothaarige Mädchen, das von Anfang an zu Juliane gehalten hatte, war es, die es zur Katastrophe brachte.

Es war Mittag. Essenspause. Sie zogen im Vorraum ihre Kittel aus, um in die Kantine zu gehen, als Käthe plötzlich rief:

„Mein Portemonnaie ist weg. Ich hat's im Spind. Weg. Gestohlen." Sie wühlte in ihrem Spind herum, riß Sachen heraus. „40 Mark waren drin. Weg!" Sie heulte. „So was Gemeines!"

„Gestohlen?" sagte Juliane. „Aber hier stiehlt doch keiner."

„Ach nee", rief Frau Rohloff spitz, „Sie müssen's ja wissen . . ."

„Weil ich im Gefängnis war, glaubt ihr . . ." Juliane sah Frau Rohloff an, starr, sah dann reihum die anderen an — eine nach der anderen. Sie sah in jedem Gesicht dasselbe, sah, wie eine nach der anderen ihren Augen auswich, nicht schuldbewußt, weil man sie zu Unrecht verdächtigte, gestohlen zu haben — nein, anders. Da hielt sie nicht länger an sich, zu lange schon hatte es sich in ihr angestaut. Jetzt brach es aus ihr heraus, mit einer Heftigkeit, die etwas Selbstzerstörerisches hatte.

„Was wollt ihr denn, wohin wollt ihr mich denn haben? Ins Gefängnis zurück? Weil ihr nicht wollt, daß ich zu euch gehöre? Ja", schrie sie, sie konnte sich nicht länger beherrschen, „ja, was diese Zoff euch gesagt hat, ist wahr! Ich habe mich umbringen wollen, mich und mein Kind! Ich wollte weg aus diesem Leben, und weil ich es mitnehmen wollte, wurde ich verurteilt. Wegen versuchter Tötung."

Fortsetzung übernächste Seite



seti seti

Seti ... die grosse Neuheit ... das flüssige, zarte Feinwaschmittel ... in der reizvollen Plastikflasche für Ihr Badezimmer!

Seti wäscht Ihre feine Körperwäsche – auf die es ankommt – zarter, weicher, duftiger ... hautfreundlicher! Sie werden es spüren!

Seti nimmt Ihrer Wäsche das lästige Kleben, Knistern! Seti wirkt also «antistatisch»

wenn Sie dem letzten Spülbad etwas Seti beigeben!

ST4/

Vorbestraft

Im Schatten einer Schuld entscheidet sich ihr Schicksal

JULIANE — sie mußte im Gefängnis büßen, weil sie für einen einzigen Augenblick vergaß, wie weit das Recht des einzelnen Menschen reicht. Nun ist sie wieder frei: ein neues Leben soll für sie beginnen. Aber ein Leben, das ihr fast wertlos erscheint, wenn es ihr das Teuerste auf der Welt versagt: ihr Kind Renate...

★

KARL KURSCHAT — mit kaltem Egoismus und brennendem Ehrgeiz betreibt er seine Karriere als Anwalt, ohne Rücksicht auf die Menschen um sich und auf jenes höhere Recht, das nicht mit Paragraphen zu erfassen ist. Seine zweite Frau, Isa, weiß jedoch, wie sie ihn nehmen muß. Sie beherrscht die ganze Skala der Gefühle — von verführerischer Zärtlichkeit bis zur kühlen Berechnung ihrer Chancen

★

HUBERT RÖDER, ein Mann, der zwielichtige Geschäfte macht. Er jagt hinter den Geheimnissen anderer Menschen her — und macht daraus Geld. So mischt er sich auch in die Affäre Kurschat ein. Er ist aus demselben Holz wie Kurschat gemacht: er kennt kein Gewissen. Er tritt in der Maske des Biedermannes auf...

★

WALTER BRINKMANN, Julianes Vater. Millionenschwerer Bauunternehmer, Kreistagsabgeordneter, Kirchenvorstand — ein geachteter Bürger, aber privat ein unerbittlicher Tyrann, dem auch seine kleine zierliche Frau Martha nicht widersprechen darf. Seine Tochter Juliane, die „Selbstmörderin", existiert für ihn nicht mehr

★

CLAUS HARLAND, Wissenschaftler, nur von seiner Forschungsarbeit besessen, bis er Juliane trifft. Er ist zurückhaltend, erscheint mitunter fast kühl, kann aber im richtigen Augenblick entschieden und männlich auftreten. Er hat eine große Karriere vor sich — er ist jedoch nicht bereit, dafür sein Herz zu verkaufen

---

Ihre Stimme erlosch. „Die Richter, die mich verurteilten, waren Männer..."

Sie drehte sich um und ging hinaus. Die Frauen und Mädchen, die hinter ihr zurückblieben, wagten lange nicht, sich anzusehen.

Die Tür zum Gang stand offen. Harland kam vorbei, er sah flüchtig hin, er sah die Frauen und Mädchen, die da herumstanden. Juliane fehlte.

„Nanu", fragte er und blieb kurz stehen, „hat's was gegeben?"

„Aber nein, Herr Doktor", sagte Käthe, „was soll's denn gegeben haben? Ich glaubte, mein Portemonnaie wär' weg, aber ich glaub', ich hab's zu Hause vergessen."

★

Juliane war beim Packen. Es war der letzte Tag, am Abend. Am nächsten Morgen würde Harland sie abholen.

Röder war bei ihr. Sie hatte ihn telefonisch wissen lassen, daß sie mit Dr. Harland nach Düsseldorf verreisen werde, zunächst für unbestimmte Zeit, aber vermutlich wohl für immer. Da war er sofort gekommen.

Er lief im Zimmer umher, nervös, gereizt, zu viel stand für ihn auf dem Spiel.

„Ausgerechnet jetzt, wo ich Kurschat so weit habe und nahe am Ziel bin! Er ist weich — er hat einsehen müssen, daß es für ihn keinen Ausweg gibt, daß er erledigt ist, wenn ich das Wiederaufnahmeverfahren in Gang bringe. Und Sie? Wahnsinn, sage ich Ihnen, kompletter Wahnsinn, wenn Sie jetzt aufgeben und von hier verschwinden. Genau das ist es ja, was Kurschat schon immer wollte!"

Er redete, redete. Juliane ließ ihn reden. Es berührte sie nicht mehr.

Jetzt versuchte er es von der anderen Seite. Er mußte sie umstimmen, koste es was es wolle. Es ging um Geld, um ein Vermögen, er saß auf dem trockenen, er saß fest, er brauchte das Geld, ihr Geld, um aus dem Loch zu kommen, in das er sich durch ein paar unglückliche Spekulationen mit fremden Geldern, die ihm treuhänderisch anvertraut worden waren, hineinmanövriert hatte. Jetzt versuchte er es über Renate.

„Ist Ihnen eigentlich nicht klar, daß Sie mit dieser Entscheidung den Anspruch auf Ihr Kind ein für allemal verwirkt haben?"

„Nein", widersprach Juliane ernst. „Auch daran hab' ich gedacht. Gerade daran. Wir werden in Düsseldorf heiraten."

„Na und?" fragte er skeptisch.

„Als Dr. Harlands Frau stehe ich nicht mehr außerhalb."

„Verstehe", redete er weiter. „Als Frau Dr. Harland, als Frau in geordneten Verhältnissen, als", jetzt spöttisch, „wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft kann man Ihnen, bilden Sie sich ein, Ihr Kind nicht mehr vorenthalten. Ist es das, was Sie sich einreden?"

„Ja."

„Das sind Illusionen!" Er schrie fast. „Steht darüber auch nur ein einziges Wort im Scheidungsbeschluß? Steht da, daß Renate Ihnen wieder zugesprochen wird, sobald Sie eine neue Ehe eingegangen sind? Nein. Steht da nicht, mit keinem Wort."

Sie starrte ihn an. „Aber Dr. Harland sagt doch auch..."

„Was weiß denn der", fuhr er ihr grob ins Wort. „Höchste Zeit also, daß Ihnen endlich mal die Augen geöffnet werden."

Da klopfte es. Frau Krieg war an der Tür. „Telefon für Sie, Frau Kurschat."

„Danke, Frau Krieg." Sie nahm an, es sei Harland. Juliane ging rasch hinüber und ließ die Türen hinter sich offen.

Frau Krieg blieb bei Röder im Zimmer.

„Diese Frau Scholten", begann sie neugierig, „die da neulich hier war, Sie wissen schon, Herr Röder, Sie kennen sie ja, was ist das für eine, wieso kümmert sich die so um Frau Kurschat?"

„Die kümmert sich um viele", tat er ihre Frage mürrisch ab, ohne zu überlegen, was er sagte. „Die tut das sogar beruflich."

„Aha, so ist das..." Aber sie kam nicht weiter.

In diesem Augenblick hörten sie den Schrei. Sie lauschten erstarrt, aber mehr war nicht zu hören. Es blieb still nach diesem Schrei. Eine würgende Stille.

„Frau Kurschat", rief Röder und wollte an Frau Krieg vorbei in den Korridor. In der Tür blieb er stehen. Juliane kam durch den Korridor heran, weiß im Gesicht, die Augen blicklos, wie irr. Er wagte nicht, sie anzusprechen. Sie taumelte herein und sank schwer auf einen Stuhl, mit hängenden Armen, zuckenden Lippen.

„Dr. Harland", fragte Röder jetzt zögernd, in der vagen Hoffnung, er könne es sich anders überlegt haben, „war er am Apparat, ist was geschehen?"

„Nein, nicht er, nichts mit ihm", sagte sie tonlos. „Gerda. Es ist... Aber es kann nicht wahr sein..."

„Was?"

„Renate... Sie sagt: verunglückt... Auf der Straße in ein Auto gelaufen..."

„Tot?" fragte Röder leise. Frau Krieg schnaufte auf und hielt den Atem an.

„Tot...?" Sie bewegte das Gesicht, als wolle sie das Wort von sich abwehren, aber es ließ sich nicht abschütteln. „Mein Gott, nein... Das darf nicht sein..." Sie preßte den Handrücken an die Stirn, stand langsam vom Stuhl auf und fand mit dieser Bewegung wieder zu sich zurück. Die Lähmung wich. „Ich muß zu ihr. Sofort. Sie haben sie mit dem Unfallwagen weggebracht, sagte Gerda." Ihre Stimme klang gläsern. „Ins Marienhospital."

„Das ist nicht weit", sagte Röder. „Kommen Sie, ich bringe Sie hin."

Unterwegs, neben ihm im Wagen, sagte sie: „Sie müssen noch etwas für mich tun, bitte. Dr. Harland hat ein Zimmer im Park-Hotel. Bitte, rufen Sie ihn an. Sagen Sie ihm..." Ihre Stimme erlosch. Mit den Worten war ihr bewußt geworden, daß sie nun nicht mit ihm fahren konnte.

„Gut", setzte Röder ihren Gedanken fort, „ich rufe ihn an und sag ihm... das mit Renate und daß Sie sich anders entscheiden mußten. Ist das so richtig?"

„Daß ich hierbleiben muß. Sagen Sie ihm das. Er wird mich verstehen, bestimmt."

Röder, der, wie in jeder Lage, auch jetzt nur an sich dachte, dachte kalt: jetzt hab' ich sie wieder in der Hand...

In der Klinik, im gebohnerten Korridor vor dem Operationssaal, über dessen Doppeltür das Wort „Operation" rot aufleuchtete, erfuhr Juliane von einer Schwester, daß Renate noch auf dem Operationstisch lag. Es sehe schlimm aus, aber lebensgefährlich seien die Verletzungen vermutlich nicht. Eine Platzwunde am Kopf, die genäht werden müsse, und zwei gebrochene Rippen. Ein paar Prellungen noch. Wohl keine inneren Verletzungen. Ob sie, fragte sie Juliane, eine Verwandte der kleinen Renate sei?

„Die Mutter", sagte Juliane. „Ich bin Frau Kurschat, Renates Mutter."

„Das verstehe ich nicht." Die Schwester sah sie erstaunt an. „Die Mutter des Kindes ist doch im Unfallwagen mit hergekommen." Aber sie ging nicht weiter darauf ein, sie hatte an anderes zu denken, hatte Pflichten hier, und so sagte sie nur noch: „Wenn Sie warten wollen — bitte, hier." Sie klinkte eine Tür auf, ließ Juliane eintreten und zog die Tür wieder zu.

Es war das Wartezimmer. Eine Frau saß am Tisch und blätterte in zerlesenen Zeitschriften. Als sie das Türgeräusch hörte, sah sie auf.

„Sie...?"

Isa ließ das aufgeschlagene Heft aus der Hand fallen, stand rasch auf und trat auf Juliane zu. Julianes Gesicht sah zum Erschrecken aus.

„Daß wir uns hier begegnen müssen." Isa nahm Julianes Arm und wollte sie zu einem Stuhl ziehen. „Das mit Renate..."

„Bitte." Juliane blieb stehen und streifte Isas Hand von ihrem Arm. Sie sah sie nicht an, sie konnte nicht. „Bitte", wiederholte sie leise und sagte: „Ich soll hier warten, und Sie warten auch, und ich..." Es war wie ein Schrei. „Aber ich bin doch Renates Mutter..."

„Wollen Sie, daß ich gehe?"

Juliane antwortete nicht. Die Nähe der anderen quälte sie.

„Gut." Isa begriff. „Vielleicht haben Sie recht und es ist besser, wenn ich..."

Sie nahm ihre Handtasche vom Tisch und ging hinaus. Juliane hörte das Zuklappen der Tür. Sie rührte sich nicht. Sie dachte nur noch:

Mein Gott, laß es nichts Schlimmes sein, laß alles wieder gut werden...

★

„Sie sind Herr Röder?"

„Hubert Röder", sagte Röder formell. „Beratungen in allen Rechtsfragen, wenn Ihnen das was sagt. Ich meine, im Zusammenhang mit Frau Kurschat, Herr Doktor. Ich vertrete Frau Kurschats Interessen."

„Wem gegenüber", fragte Harland spöttisch, „mir gegenüber etwa?" Und, hart plötzlich, denn ihm fiel ein, daß eine gewisse Frau Scholten Juliane vor diesem Herrn Röder gewarnt hatte: „Los, sagen Sie, was Sie glauben, mir sagen zu müssen, und — gehen Sie wieder..."

Auch er war beim Packen. Von der Rezeption des Hotels war ihm ein Herr Röder gemeldet worden. Röder? Als diese Frau Scholten vor ein paar Tagen im Labor anrief und mit Juliane sprach, war er dazugekommen, als Juliane gerade sagte, vor Röder brauche Frau Scholten sie nicht zu warnen, er habe schon viel für sie getan. Der Mann, der ihm jetzt in seinem Hotelzimmer gegenüberstand, war ihm alles andere als sympathisch. Der Mann, und damit machte er sich ihm nicht sympathischer, entgegnete kalt:

„Frau Kurschat läßt Ihnen sagen, sie habe sich dazu entschließen müssen, nicht mit Ihnen nach Düsseldorf zu fahren. Ich nehme an, Sie wissen, daß sie ein Kind hat, ein Mädchen namens Renate." Er sprach rasch weiter und sagte Harland, was sich zugetragen hatte.

„Renate verunglückt?" Harland war alarmiert. „Wo liegt sie?"

„Im Marienhospital", sagte Röder gelassen. „Frau Kurschat ist jetzt bei ihr, ich habe sie hingefahren. Sie bat mich, Sie anzurufen und zu verständigen."

„Und warum haben Sie nicht angerufen?"

„Weil es da noch ein paar Dinge gibt", sagte Röder, „über die ich mit Ihnen sprechen muß." Er setzte kurz ab, sah Harland an und fuhr fort: „Sie wollen Frau Kurschat heiraten. Gut, Ihre Sache, geht mich nichts an. Eine aparte Frau. Daß sie geschieden ist, schuldig geschieden..., das, setze ich voraus, ist Ihnen bekannt."

„Bekannt", sagte Harland knapp. „Weiter..."

„Eigentlich nichts mehr", sagte Röder. Er ging zum Fenster, sah kurz hinaus, setzte sich in den nächsten Sessel und steckte sich eine Zigarette an. „Es sei denn", fuhr er fort und stieß den Rauch aus, „Sie wüßten nicht, daß die Frau, die Sie heiraten wollen, vorbestraft ist. Mit Gefängnis. Wegen versuchten Totschlags. Sie saß 14 Monate und wurde dann wegen guter Führung auf Bewährung entlassen. Wissen Sie das eigentlich?"

Harlands Gesicht war anzusehen, daß er es nicht wußte. Er fragte, die Stimme rauh, heiser:

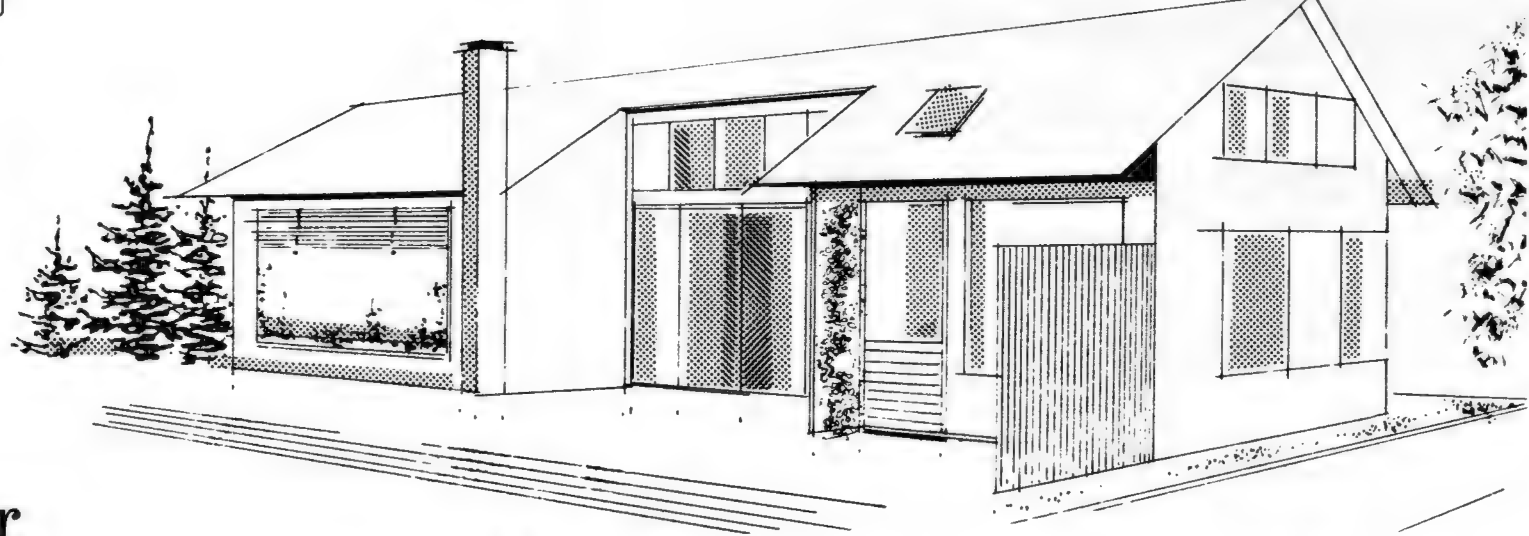
„Und? Ist das alles, sind Sie mit Ihrem Dreck endlich am Ende?"

„Dreck", sagte Röder. „Na schön, wie Sie wollen. Aber da wär' noch was. Ihr geschiedener Mann nämlich, der Rechtsanwalt Dr. Kurschat, bekannter Scheidungsanwalt..., also ja, er hat seiner jetzigen Frau gegenüber behauptet, er sei nicht Renates Vater. Daß er das Kind

Fortsetzung drittnächste Seite



Tip 55 bis 58



Tips für zeitgemäße Wohnungspflege

Mit Thompson-Tips zur Wohnungspflege geht es leichter! Schon viele tausend Hausfrauen, die an den Thompson-Beratungsdienst schrieben, machten diese Erfahrung. Auch Sie wird mancher Ratschlag interessieren. Hier wieder einige Tips:



55

Wie kann ich PVC-Böden leicht reinigen?

Frau Jutta Sch. aus Hamburg fragt: Ich habe drei Kinder, die zu meiner Freude quicklebendig sind und dabei natürlich den Fußboden im Kinderzimmer übermäßig stark strapazieren. Es ist ein Kunststoffboden aus PVC. Ich lege hier keinen Wert auf Hochglanz, sondern möchte nur Sauberkeit! Können Sie mir ein Mittel empfehlen, mit dem ich den Boden des öfteren gründlich aber schonend säubern kann? Eine Bekannte sprach einmal von Sofix. Entspricht das meinen Wünschen und kann ich es verwenden?

Der Thompson-Beratungsdienst antwortet: Die Thompson-Wohnungspflege hat selbstverständlich auch hierfür das passende Mittel bereitgestellt. Es handelt sich um den PVC-Reiniger Sofix. Ihre Bekannte hatte also recht. Dieses Reinigungsmittel wird einfach dem Putzwasser hinzugefügt. Der Schmutz löst sich dadurch leicht und vollständig. Der Boden wird nicht angegriffen, auch wenn Sie Sofix häufig benutzen. — Mit dem Putzwasser wird der gelöste Schmutz einfach aufgenommen. Nach der Behandlung läßt man den Boden trocknen. Nicht mit klarem Wasser nachwischen!

Stets saubere PVC-Böden durch Thompson PVC-Reiniger Sofix.

56

Wie mache ich Stragula trittfest?

Frau Magda S. aus Oldenburg fragt: In unserer Küche haben wir einen alten Steinboden mit Stragula überlegt. Es hat ein hübsches, buntes Muster. Wie ich gehört habe, ist Stragula nur auf der Oberfläche eingefärbt. Ich habe Angst, daß es sich bei der starken Benutzung in der Küche zu schnell abläuft. Gibt es ein besonderes Mittel zum Schutz und zur Behandlung von Stragula?

Der Thompson-Beratungsdienst antwortet: Die oft sehr netten Muster bei Stragula sind mit farbigem Lack aufgedruckt. Zur Erhaltung dieser farbenfreudigen Oberfläche hat Thompson das Spezialmittel Lackglanz Gefest entwickelt. Es ist ein farbloser Schutzlack, der auf Ihrem Stragula-Boden einen widerstandsfähigen, wasserfesten Schutzfilm bildet. Die Farben Ihres Stragula-Musters werden noch betont. Lackglanz Gefest gibt dem Stragula-Boden einen trittfesten Belag.
Wenn Sie den Stragula-Boden schon mit Wachs gepflegt haben, sollten Sie vor der Behandlung mit Lackglanz Gefest das Bohnerwachs beseitigen. Nehmen Sie dazu den Thompson-Fußbodenreiniger Durinol.

Für Stragula, Balatum, Bedola: Thompson Lackglanz Gefest.

57

into fensterklar auch zum Silberputzen?



Frau Herta W. aus Neu-Wulmstorf schreibt: Thompson gibt uns immer so nützliche Tips zur Wohnungspflege. Darf ich Ihnen heute einmal einen Hausfrauentip geben? Über Ihr into fensterklar braucht man ja, was das Fensterputzen betrifft, keine Worte mehr zu verlieren. Es ist einfach wunderbar! Ich habe into aber auch zum Silberputzen versucht und bin über den Erfolg genauso begeistert. Wenn into fensterklar dem Metall nicht schadet, wird meine Entdeckung sicherlich ein wertvoller Tip für viele andere Hausfrauen sein.

Der Thompson-Beratungsdienst antwortet: Sie können mit into fensterklar nichts verderben, wenn Sie damit Silber putzen oder Metallgegenstände im Haushalt polieren. Gern geben wir Ihren Tip an andere Hausfrauen weiter.

into fensterklar von Thompson.

58

Seiblank — jetzt mit unverlierbarem Schraubverschluß!

Mit dem bekannten Edelhartwachs Spezial war Thompson schon immer einen Schritt voraus. Thompson modernisierte die Bohnerwachs-Pflege durch die Einführung der Klarsichtpackung auf dem deutschen Markt. „Bohnern ohne Bücken“ wurde zum Begriff. Und jetzt wieder ein Fortschritt: Seiblank ist ab



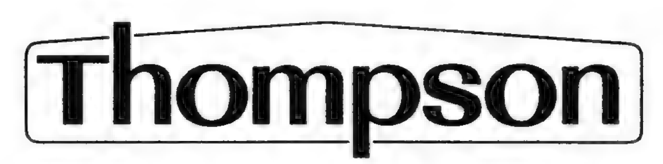
sofort mit unverlierbarem Schraubverschluß erhältlich! Jetzt: Kein Verlieren der Verschlußkappe mehr, kein Austrocknen des Wachses. Für die fortschrittliche Hausfrau gibt es jetzt Seiblank in der gebrauchsgerechten und modernsten Packung.

Moderne Bohnerwachspflege mit Seiblank von Thompson.

Weitere Tips zur Wohnungspflege: Glanz für viele Wochen ohne Bohnern: Gliz; für Natur- und Kunststein: Thompson Steinpflege Tuklar; für Möbel: Thompson Möbelpflege; für große Flächen: Thompson Flüssigwachs Noxon; für Flecken und hartnäckigen Schmutz: Thompson Fußbodenreiniger Durinol; Lösen alter Emulsions-Schichten: Thompson Te We Spezial.

Gewiß haben auch Sie hin und wieder Fragen zur Wohnungspflege. Sprechen Sie mit Ihrem Einzelhändler darüber. Er wird Ihnen helfen können. Sollten Sie bestimmte Thompson-Produkte bei Ihrem Kaufmann nicht erhalten, dann wenden Sie sich bitte an den einschlägigen Fachhandel. Bei allen Pflege-Problemen hilft Ihnen auch der Thompson-Beratungsdienst, der stets die richtige Antwort weiß.

Thompson-Werke GmbH, 4 Düsseldorf 1 · Postfach 1126



für die Wohnungspflege

Th 26/62



8 mal 4
24 Stunden bezaubernd frisch!
Zu jeder Stunde schenkt Ihnen 8 mal 4 mit Seife, Puder, Spray oder Roller das sichere Gefühl, durch die desodorierende Wirkung bezaubernd frisch zu sein.
8 mal 4
8 mal 4
8 mal 4
8 mal 4
DM 1.50
DM 3.-
DM 3.75
DM 4.75
A 2110

Vorbestraft

nach der Scheidung trotzdem bei sich behalten hat . . ."

„Hören Sie auf!" Harland, im Nerv getroffen jetzt und als Mann getroffen, betrogen um alles, wenn dieser Röder die Wahrheit gesagt hatte, betrogen um seine Liebe und von Juliane betrogen, weil sie sich ihm nicht anvertraut hatte, ganz und restlos, bis zum Letzten, bis ins Tiefste, war auf diesen Schlag hin bis ins Herz zerstört und am Ende. Wenn das, alles das, wahr war . . .

Nein! Er wehrte sich. Er liebte Juliane. Und weil er sie liebte, durfte es nicht wahr sein. Er suchte nach einem Gedanken, nach einem Ausweg aus dieser Hölle. Und, kalt plötzlich, dachte er:

Ich will es von ihr selber wissen. Ich will es erst glauben, wenn sie es mir selber sagt. Renate verunglückt, beim Spielen in ein Auto gelaufen und jetzt im Marienhospital. Und Juliane bei ihr. Juliane . . .

„Danke für die Auskunft", sagte er zu Röder. „Besser für Sie, Sie gehen jetzt." Er deutete zur Tür. „Gehen Sie." Röder ging. Er glaubte, sich seiner Sache wieder sicher zu sein. Er täuschte sich.

Harland wartete eine knappe Minute, verließ dann sein Zimmer, fuhr mit dem Lift nach unten, setzte sich in seinen Wagen und fuhr zum Marienhospital.

*

Der Sekundenzeiger der Uhr im Wartezimmer der Klinik zerhackte die Zeit in winzige Stücke. Die Minuten dehnten sich zäh, Minute um Minute verrann.

Juliane wartete in fiebriger Angst, immer wieder sah sie zur Uhr, aber ihre Angst konnte die Zeit nicht weitertreiben; sie kroch wie auf Leim. Als zwanzig Minuten vergangen waren, hielt sie es nicht länger aus in dem stillen Zimmer. Sie trat auf den Korridor und sah gerade noch, wie das Wort "Operation" hinter der rot angestrahlten Glasscheibe über der Tür zum Operationssaal erlosch.

Endlich war es zu Ende. Aber wie zu Ende, mit welchem Ergebnis? Ihre Angst blieb, eine eiskalt um ihr zuckendes Herz geschlossene Faust.

Es dauerte noch ein paar Minuten, bis die Doppeltür mit den Milchglasscheiben aufgestoßen wurde. Ein Krankenwärter rollte die Bahre in den Korridor, eine Schwester ging nebenher.

„Bitte . . ." Juliane trat heran und ging dann auf der anderen Seite neben der Bahre her. Sie starrte auf das kleine, erschreckend weiße, leblose Gesicht. Renate schlief in tiefer Bewußtlosigkeit. Ihr Kopf war bis über die Stirn dick bandagiert.

„Sie hat es überstanden", sagte die Schwester mit wohltuend ruhiger Stimme. „Zum Glück keine inneren Verletzungen. Eine häßliche Platzwunde im Haaransatz über der linken Schläfe. Sonst nur Prellungen und zwei gebrochene Rippen. Allerdings . . ."

„Ja?"

„Sie wird eine Zeitlang liegen müssen, und wir wollen hoffen, daß kein Fieber hinzukommt."

„Ich darf bei ihr bleiben, ja?" fragte Juliane. „Diese Nacht. Wenn sie aus der Narkose zu sich kommt, wird sie Schmerzen haben. Es wird gut sein, wenn ich dann bei ihr bin."

„Gewiß", sagte die Schwester. „Aber wir müssen den Arzt fragen."

Der Arzt, der Renate operiert hatte, kam hinzu, als Renate von der Bahre in das Bett gelegt wurde. Jetzt sah Juliane, daß auch die Brust verbunden und bandagiert war. Renates kleiner Kopf glitt kraftlos zur Seite ins Kissen.

Selbstverständlich, sagte der Arzt, dürfe die Mutter am Bett des Kindes bleiben. Im übrigen könne er Frau Kurschat beruhigen; das Kind sei ja sonst gesund und werde es in ein paar Wochen gut überstanden haben.

Dann war Juliane mit Renate allein. Sie saß auf einem Stuhl ganz nah am Bett, leicht über Renate gebeugt. Sie betrachtete ihr Kind. Die Zärtlichkeit, die sie empfand, löste die Klammer der Angst von ihrem Herzen. Und mit der Angst überwand sie die Zeit, in deren quälenden Bann sie während der Dauer des Wartens geraten war. Jetzt wartete sie auf Renates Erwachen; jetzt war es ein gutes Warten.

Sie saß mit dem Rücken zur Tür. Die Tür ging, sie hörte das leise Geräusch, aber sie drehte sich nicht um. Sie nahm an, es sei die Schwester. Es blieb still, und diese Stille hatte plötzlich etwas Bedrückendes, etwas Bedrohliches. Sie sah angestrengt auf Renates Gesicht und spürte etwas Dunkles neben sich. Das konnte nicht die Schwester sein. Hastig hob sie den Kopf und sah auf.

Sie sah direkt in Kurschats Gesicht, und er sah sie an, nur sie. Für Renate hatte er jetzt keinen Blick. Er sah Juliane an, das Gesicht böse, die Augen etwas zugekniffen. Aber er sprach nicht, sagte nichts, kein Wort, nichts. Das machte die Feindschaft zwischen ihnen, die jetzt wieder ätzend spürbar wurde, nur um so gefährlicher. Auch Juliane sagte nichts, sie konnte nicht. Der Haß in seinen Augen würgte ihr die Kehle zu.

Als sie sich eine Weile so angestarrt hatten, in diesem Schweigen, das wie ein Duell war, entschied es sich in Juliane, und sie begriff, daß er mit seinem Haß keine Macht mehr über sie hatte. Immer wieder hatte sie sich von ihm demütigen lassen, immer war er der Stärkere gewesen in ihrem Leben. Jetzt nicht mehr. Sie erhob sich vom Bett des Kindes.

„Du täuschst dich", sagte sie leise, ruhig und bestimmt, „wenn du glaubst, mich auch jetzt wieder von Renate trennen zu können. Sie gehört zu mir, du wirst es endlich begreifen müssen. Ich bin bei ihr, sie braucht mich jetzt, und deshalb bleibe ich bei ihr."

„Du bleibst bei ihr", entgegnete er kühl. „Schön. Du weißt, ich könnte es verhindern. Aber ich will keine Szene, nicht hier. Und wie geht es weiter?"

Sie brauchte ihm nicht zu antworten. Die Schwester kam herein. Sie wandte sich an Juliane: Im Besucherzimmer warte ein Herr auf Frau Kurschat.

„Hat er seinen Namen gesagt?"

„Nein. Nur daß er Sie bitten läßt, ihn nicht zu lange warten zu lassen."

„Vermutlich dein Herr Harland", warf Kurschat ein. Die Schwester sah ihn erstaunt an und ging wieder hinaus. Juliane folgte ihr. Jetzt erst trat Kurschat an das Bett und betrachtete Renate. Ihr bandagiertes Köpfchen lag auf der Seite. Sie atmete flach, hin und wieder lief ein Zittern über ihr blutleeres Gesicht. Kurschat rief sie leise an, aber seine Stimme erreichte sie nicht. Da wandte er sich achselzuckend ab und sah sich verloren im Zimmer um. Es war warm, aber ihn fröstelte plötzlich . . .

*

Harlands Gesicht sah härter aus, auch verschlossener. Irgend etwas mußte ihn verändert haben. Juliane spürte es sofort, als sie im Besucherzimmer vor ihm stand.

Er fragte nur: „Wie geht es Renate jetzt?"

„Sie mußte operiert werden. Sie ist noch nicht wieder bei Bewußtsein." Und zögernder, sie hatte Mühe, es zu sagen: „Aber, und das sehe ich dir an, du bist nicht gekommen, um mich nach Renate zu fragen."

„Nein."

Wie fremd er ihr jetzt war. Ja, es ging etwas Fremdes von ihm aus. Sie spürte es, und es tat weh.

„Was hat Röder dir gesagt?"

„Alles", sagte er, und noch einmal, eine Spur härter: „Alles."

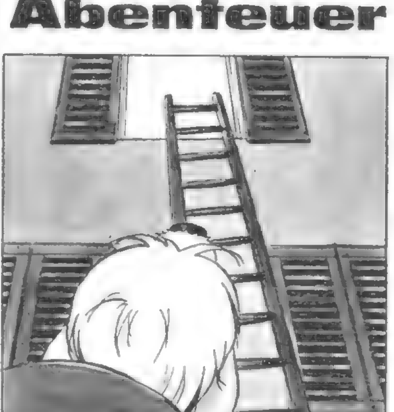
Fortsetzung folgt in der nächsten





SUSIS Abenteuer

Ein Haus mit einer Leiter dran
In dunkler Nacht? Da sollte man
In jedem Falle ungeniert
Mal nachseh'n, was da drin passiert!



Und oben brennt im Zimmer Licht!
Das zeigt, daß hier doch wohl nicht
Was Unrecht's heimlich gar geschieht;
Wie's scheint, wenn man die Leiter sieht.



Warum jedoch hinauf zum Licht
Und in das Haus man einfach nicht,
Wie's üblich ist, durch Türen geht,
Die kleine Susi nicht versteht.



Und schon ist mächtig schnell geweckt
Die Neugier, die im Hunde steckt.
Vergessen hat sie Ziel und Zeit —
Von dem Gepäck sie sich befreit.



Was Susi wunderlich erregt
Und freudig ihr Gemüt bewegt,
Ist das, was sie im Grase riecht,
Als sie geduckt zur Leiter kriecht.



Dann endlich fällt der Kleinen ein,
Von wem die Witt'rung könnte sein!
Am Igel-Teich — erst diese Nacht —
Hat die Bekanntschaft sie gemacht!



Doch wo — zum Kuckuck — ist zur Stund
Der munt're freche Dackelhund?
Die Spuren hören unten auf!
Wie käm er diesen Weg hinauf?



Und wie als Antwort — oben prompt,
Der Dackel an das Fenster kommt.
Er schaut herab und grollt dezent;
Ob er die Susi wohl erkennt?



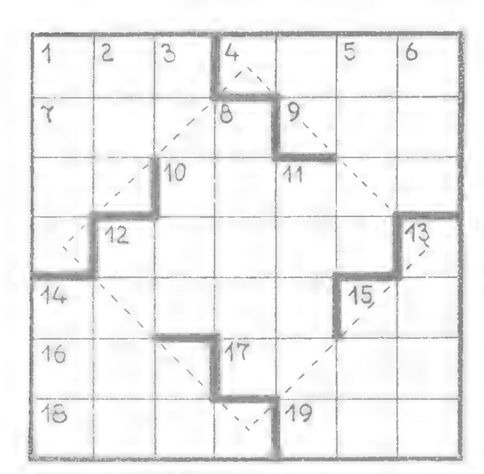
Er sieht sie gar nicht. Was ihn stört,
Das ist ein Mensch, den er gehört.
Der nähert sich vom nahen Wald;
Nun wird es peinlich schon sehr bald!

Zeichnungen und Text: Hans Held


It's a wonderful Life
Life

SILBENRÄTSEL: *a — a — be — bo — boh — car — chel — chill — cho — chur — de — den — der — der — e — e — e — ei — el — fin — he — hi — horn — hu — i — il — ka — kel — kin — lan — läh — len — ler — li — lip — lo — ma — me — mung — nas — ne — ne — nen — nie — nis — no — no — nu — ran — reiß — ri — ris — ro — sa — sche — schluß — se — son — ster — ta — te — ter — ter — thur — to — tor — tri — ve — ver — win — zu.* — Aus vorstehenden Silben bilde man 24 Wörter, wobei die ersten Buchstaben von oben nach unten, die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Dichterwort ergeben. — *1. Schweizer Stadt, 2. Landschaftsform, 3. Maschinenmensch, 4. europäischer Staat, 5. Nebenfluß der Donau, 6. englischer Staatsmann, 7. ruthenischer Volksstamm, 8. Hauptstadt von Persien, 9. Stadt am Lago Maggiore, 10. Regenbogenhaut im Auge, 11. geometrische Figur, 12. Hülsenfrucht, 13. Baumfrucht, 14. Dickhäuter, 15. tückische Virus-Krankheit, 16. Erdteil, 17. Wandervolk (Mehrzahl), 18. Pelztier, 19. Fahrzeug, 20. Laubbaum, 21. Verschlußmechanismus, 22. Naturschauspiel, 23. Wettstelle, 24. Widerhall.*

SILBENRÄTSEL: *aa — al — al — ap — bung — chung — de — del — den — di — die — do — drang — e — e — eis — en — feld — fer — gar — gel — he — heit — ka — ka — kar — krank — kre — kun — le — le — li — li — lung — ma — maul — na — nal — ni — nung — on — on — ord — par — pen — pras — ra — rau — re — ri — rung — sa — sal — schie — se — sel — ser — si — spin — tei — ter — ter — ti — to — tum — ü — um — un — un — ur — ver — ver — ver — vo — vor — wal — zel — zell — zug.* — Aus vorstehenden Silben bilde man 25 Wörter. Die vierten und fünften Buchstaben direkt aneinandergereiht nennen einen Spruch von Boccaccio. — *1. Abwässeranlage, 2. Lasttier, 3. kirchlicher Würdenträger, 4. Bedrückung, 5. Name für das nördliche Schottland im Altertum, 6. Kupferstichart, 7. Probe, 8. Kanton der Schweiz, 9. Feuerbestattungsinstitut, 10. Verschwender, 11. Zeitmaß, 12. kriegerisches Unternehmen, 13. Gesteinsart, 14. Arsenblende, 15. Heirat, 16. Schweizer Kanton, 17. Lesart, 18. Teil des Spinnrades, 19. Vogel des Polargebietes, 20. Gesundheitsstörung, 21. gerichtliche Entscheidung, 22. Grundstück, 23. Durcheinander, 24. Stadt i. d. Schweiz, 25. geschichtlicher Zeitabschnitt.*



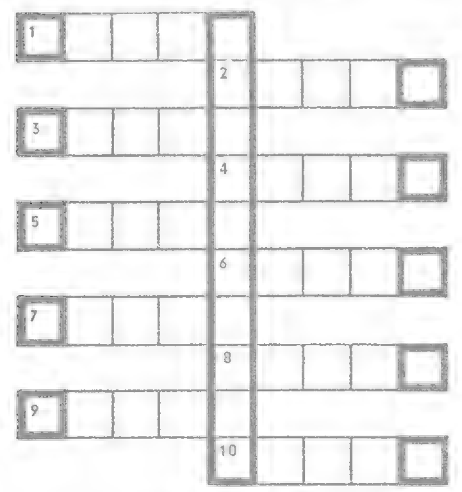
KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1. Beklemmung, 4. griechische Göttin, 7. Vorname des Dramatikers Brecht, 9. Unfug, 10. griechischer Sagenheld, 12. die Weißpappel, 14. Leitsatz, 16. indische Münze, 17. Wechselbürgschaft, 18. Klebemittel, 19. deutscher Liederkomponist. — Senkrecht: 1. Sohn Adams, 2. Windschatten, 3. Warenmuster, 5. weiblicher Vorname, 6. Teil eines Bühnenwerkes, 8. der Abfluß des Luganersees in den Lago Maggiore, 11. Zögling, 12. Vorfahrin, 13. puderförmige Substanz, 14. Bodensenke, 15. Wappenvogel.* — Bei richtiger Lösung ergeben die von der Linienführung berührten Buchstabenfelder, im Feld 4 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen, einen österreichischen Dirigenten und Komponisten.

VERSCHMELZRÄTSEL:

1. Hunger — Saat = Wohngebäude
2. Last — Rute = Ergebnis
3. Geier — Hof = Züchtigung
4. Emsland — Ara = Schwanzlurch
5. Cola — Tick = Mischgetränk
6. Leni — Sikh = europ. Hauptstadt
7. Elbe — Finne = Tierprodukt
8. Mensa — Tang = kath. Feiertag

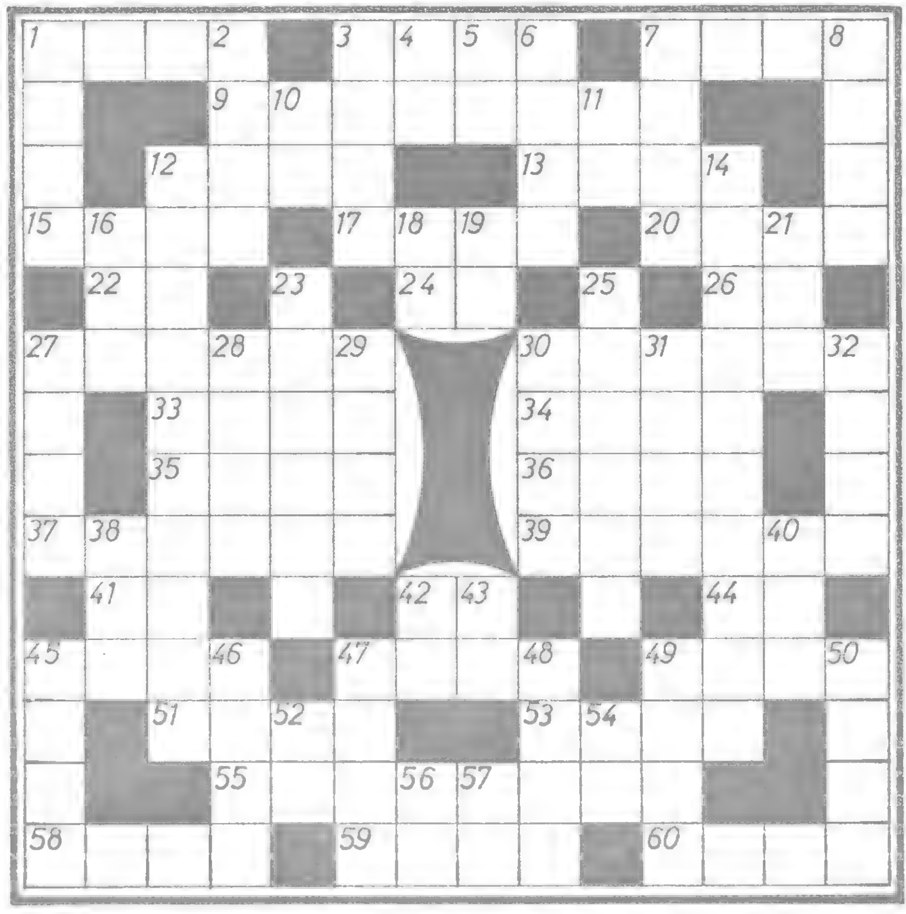
Aus je zwei der angegebenen Wörter ist durch Verschmelzen der Buchstaben ein neues Wort von nebenstehender Bedeutung zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben der Reihe nach gelesen je eine z. Z. in Kurs befindliche Münze in Europa.

WIR BAUEN UNS EIN HAUS:



In die Figur sind waagerecht Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: *1. Traggestell, 2. Marderart, 3. Unterwelt, 4. Männername, 5. Stadt in Westfalen, 6. Laubbaum, 7. Gesichtsmaske, 8. unechter Schmuck, 9. Muse, 10. Kunstfaser.* — Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den stark umrandeten Senkrechten je ein Baumaterial, das wir für unseren Hausbau benötigen.

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1. südamerikanische Münzeinheit, 3. Keimträger, 7. Badeort im Salzkammergut, 9. Reptil, 12. Pelz, 13. Laubbaum, 15. türkischer Männername, 17. Nordlandtier, 20. europäische Hauptstadt, 22. chem. Zeichen für Aluminium, 24. Flächenmaß, 26. Strom in Oberitalien, 27. Zwiegespräch, 30. schloßartiges Bauwerk, 33. Zeitgeschmack, 34. deutsche Spielkarte, 35. Blutgefäß, 36. geologische Erdformation, 37. Hauptstadt der Philippinen, 39. Titulation, 41. Signum von Albrecht Dürer, 42. Faultier, 44. chem. Zeichen*



für Tellur, 45. Grautier, 47. englische Schulstadt, 49. Lebenshauch, 51. Zimmer, umgrenzte Fläche, 53. Schweizer Nebenfluß des Rheins, 55. Gesichtsverzerrung, Fratze, 58. Laubbaum, 59. Bußfertigkeit, 60. Brettspiel. — Senkrecht: 1. Ballspiel zu Pferde, 2. Flüßchen im Harz, 3. Salzlösung, 4. frühere Abkürzung für einen großen Truppenverband, 5. chem. Zeichen für Molybdän, 6. Paradiesgarten, 7. Feldherr Wallensteins, 8. Badestrand von Venedig, 10. chem. Zeichen für Radium, 11. chem. Zeichen für Iridium, 12. Amphibie, 14. Futterpflanze, 16. Monat, 18. Gesangssilbe, 19. persönliches Fürwort, 21. Lotterieanteil, 23. Nachbildung, 25. Kajüte, 27. Wasserschutzanlage, 28. oberitalienische Stadt, 29. Stadt in Thüringen, 30. jugoslawische Stadt, 31. Shakespearsche Dramengestalt, 32. Behälter für Pasten, 38. Tierkadaver, 40. Fluß in Schottland, 42. Abkürzung für „Altes Testament", 43. Geliebte des Zeus, 45. Laubbaum, 46. Situation, 47. arabischer Fürstentitel, 48. Sinnesorgan, 49. griechischer Kriegsgott, 50. nahrhaftes Getränk, 52. Wildrind, 54. deutsche Spielkarte, 56. Abkürzung für den USA-Staat Maine, 57. Schmerzenslaut. (ch = 1 Buchstabe)

Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Montblanc, 8. Uhren, 9. Ente, 11 Emma, 13. Sud, 15. Buerste, 18. PEN, 19. Ire, 21. Elfi, 23. Abel, 24. uncle, 26. Zugspitze. — Senkrecht: 1. Meer, 2. Nut, 3. These, 4. Br., 5. Leeds, 6. Anm., 7. Clan, 10. Nobel, 12. Miere, 14. Uri, 16 Unfug, 17 Tibet, 18. Pelz, 20. Elche, 22. ins, 23 Ali, 25. Cp

GEMEINSAME MITTELSILBE: 1—9 Arsenik, 2—10 Basedow, 3—11 Goldregen, 4—12 Torero, 5—13 Renate, 6—14 Banane, 7—15 Odeon, 8—16 Rodeo. „Serenade"

SILBENRÄTSEL: 1. Magie 2. Auster, 3 Nansen, 4 Hering, 5 Anschrift, 6. Technik, 7. Nonsens, 8 Unterricht, 9. Reblaus, 10. Arabien, 11. Neger, 12. Getriebe, 13. Serum, 14. Tornado, 15. Weser, 16. Essig, 17. Nonne, 18. Navigation, 19. Morgen, 20. Antillen, 21. Nessel, 22. Menthol. — „Man hat nur Angst, wenn man mit sich selber uneinig ist."

MUSIKALISCHES SILBENBAND: 1. Apparat, 2. Opale, 3. Stimmgabel, 4. Engadin, 5. Mennige, 6. Manifest, 7. Zyniker, 8. Uniform = Paganini.

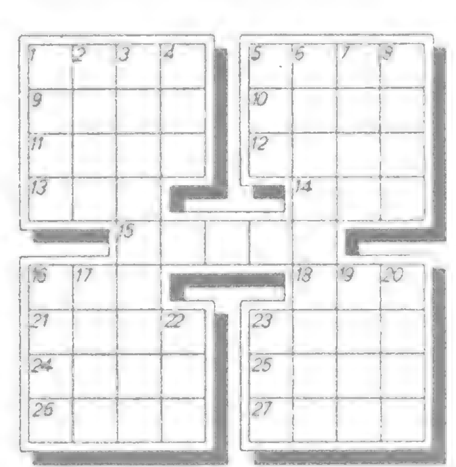
KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Adelgunde, 8. Raffael, 13. Diner, 14. Orden, 16. Magie, 17. Anzengruber, 19. Ida, 20. Iota, 22. Sole, 23. Regisseur, 26. Stettin, 28. Amen, 29. Urahn, 30. Enz, 31. Mitgift, 33. Lagune, 34. Met, 35. Oels, 36. Ase, 38. Seni, 39. Trichter, 41. Aas, 43. Etage, 45. Ehe, 46. Linde, 49. Lan, 50. Sen, 51. Finger, 52. Ter, 54. Grand, 56. Tientsin, 59. Singen, 61. irr, 62. Nil, 63. Ate, 64. Roth, 66. September, 68. Sir, 71. Ton, 72. Serpent, 73. Edamer, 75. Eli, 77. Knabe, 79. Ecklohn, 82. Erwin, 83. Schein, 84. Aller, 87. Idol, 88. Ahorn, 89. Theobald, 90. Rast, 92. Maria, 94. Seemeile, 97. Barke, 99. Legionär, 101. Anekdote, 102. Ett, 103. Nab, 104 Gas, 105. Fliege, 106. Hegel. — Senkrecht: 1. Admiral, 2 Diadem, 3. Engagement, 4. Lei, 5. Greis, 6. Donau, 7. Erz, 8. Ren, 9. Angsthase, 10. Faust, 11. Eveline, 12. Lorenz, 15. Dee, 17. Atelier, 18. Botengang, 21. Ostgoten, 24. Initialen, 25. Rutsche, 26. Salat, 27. Engerling, 32. Fliesen, 34. Meer, 37. Iserlohn, 40 Hengst, 42 Ader, 44. Gärtner, 47. Inder, 48. Matisse, 51. Fan, 52. Terpsichore, 53. Milbe, 55. Riesengebirge, 57. Ire, 58. Simplon, 60. Note, 63. Art, 65 Torsion, 67 Entnahme, 69. Ida, 70 Rabe, 74 Meridian, 76 Lech, 77. Kalorie, 78. Anlage, 80 Keramik, 81. Linse, 83. Samstag, 85. Lea, 86. Raa, 91. Tirol, 93. Träne, 95. Erna, 96. Loti, 97. Bote, 98. Kral, 100. Ith.

SILBENRÄTSEL: 1. Erbswurst, 2. Neumond, 3. Träumerei, 4. Harpune, 5. Abtrieb, 6. Languste, 7. Titus, 8. Salat, 9. Ampere, 10. Memorandum, 11. Kombüse, 12. Edmund, 13. Isolani, 14. Trapez, 15. Imkerei, 16. Spanien. — Enthaltsamkeit ist die beste Medizin.

MAGISCHES QUADRAT: 1. Amsel, 2. Meise, 3 Sitte, 4. Ester, 5. Leere.

SILBENRÄTSEL: 1. Eigentum, 2. Italiener, 3. Neuguinea, 4. Gurke, 5. Einerlei, 6. Sudermann, 7. Utrecht, 8. Nemesis, 9. Dementi, 10. Edith, 11. Ravaillac, 12. Fledermaus, 13. London, 14. Esse, 15. Isegrim, 16. Silber, 17. Schute, 18. Inhaftierung. — Ein gesunder, fleißiger Mensch ist nie arm!

FÜLLRÄTSEL: 1. Karawane, 2. Akademie, 3. Mokassin, 4. Bakkarat, 5. Blockade, 6. Handikap, 7. Nebraska.



KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1 Held eines Trauerspiels von Shakespeare, 5. italienische Weinstadt, 9. Schneehütte, 10. Singvogel, 11. Fluß im Saarland, 12. antikes Reich in Arabien, 13. Elfe, 14. Ansturm, 15 Gerät zum Festlegen des Schiffes, 16. ganz so wie, 18. Ansiedlung, 21. gleichfalls, 23. Liliengewächs, 24. Paradies, 25. Silberpappel, 26 Gleiskippwagen, 27. ostfriesische Stadt. — Senkrecht: 1. Kurzname für Elisabeth, 2. gleichgültig, 3. weißer Gipsstein, 4. Zufluß der Maas, 5. Abkürzung für Assessor, 6 Wunschtraum vieler Schauspieler, 7. Unverletzlichkeit, 8. Staat in Vorderasien, 16. vornehmes Geschlecht, 17. Badestrand vor Venedig, 19. Amtskleid des Richters, 20. Kohledestillat, 22. eins (englisch), 23. Speisefisch*

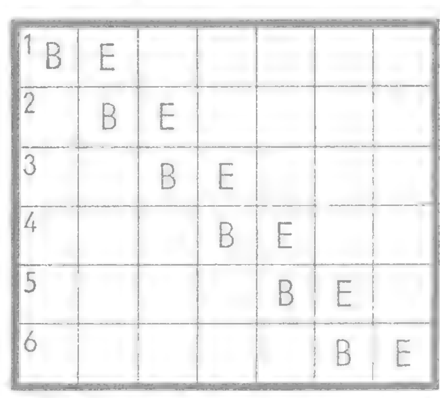
AUF DEM STANDESAMT:

Erika Phring
und
Knut Marles

erscheinen vor dem Standesbeamten und erklären, den Stand der Ehe eingehen zu wollen. Als Trauzeugen haben sie mitgebracht

Paul S. Riesche
und
Hilde Birnau

Nachdem der Beamte alle Unterlagen geprüft hatte, will er noch die Berufe der 4 Anwesenden wissen. Auf seine Frage lachen sie alle vergnügt und bitten ihn, die Buchstaben ihrer Namen zu schütteln, dann wüßte er sie sofort. Ergänzend gaben sie ihm noch an, daß sie alle Künstler wären.



FÜLLRÄTSEL: *1. nordafrikanischer Nomade, 2. Spitzsäule, 3. Wandteppich, 4. Drama von Shakespeare, 5. Geschoßdurchmesser bei Feuerwaffen, 6. berufsmäßig ausgeübte Tätigkeit.*

BESUCHSKARTENRÄTSEL:

HILDE O. KREIN
ROTT

Die Dame hat eine leitende Stelle im Gaststättengewerbe



Kurz nach seiner Verwundung im Juni 1943 bespricht sich Tito mit Dr. Ivan Ribar — einem der tüchtigsten Partisanenführer

REVUE EXKLUSIV

DJILAS

GESPRÄCHE MIT STALIN

Chruschtschow kümmert sich um alles

April 1945. Im Kreml trifft eine jugoslawische Regierungsdelegation ein. Ihr Führer: Marschall Tito. Unter ihren Mitgliedern: Milovan Djilas. Es ist sein zweiter Besuch in Moskau, und er gibt ihm Gelegenheit zu seinem dritten Zusammentreffen mit Josef Stalin.

Es ist nicht mehr der Partisanenführer Djilas, der hier dem Mann gegenübersteht, der der unbestrittene Beherrscher der Sowjetunion ist und — wie Djilas sehr rasch bemerkt — auch die Herrschaft über den gesamten Weltkommunismus anstrebt. Djilas ist ein prominentes Mitglied der Tito-Regierung, so wie die anderen Angehörigen der Delegation von Widerstandskämpfern zu internationalen Politikern geworden sind. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Aber Jugoslawien hat nach hartem und opferreichem Kampf seine Freiheit gewonnen. Ziel dieser Verhandlungen im Kreml: Die Unterzeichnung eines Beistandspaktes zwischen den beiden Staaten.

Zwischen diesem zweiten Moskau-Besuch und den vorhergehenden Treffen mit Stalin lag für Milovan Djilas bereits eine Zeit der Bitterkeit. Die ersten Enttäuschungen, die die Konfrontation mit der Wirklichkeit der sowjetischen Politik mit sich brachte, hat er erfahren. Es ist der Zwiespalt, der geboren wurde aus der Bewunderung für alles, was die Sowjetunion — die Heimat des Kommunismus, der erste Staat der Erde, der den Sozialismus verwirklicht hat — hervorbrachte, und der Begegnung mit den Herrschaftsansprüchen und Großmacht-Bestrebungen der Sowjetführer. Diese bittere Erfahrung begann für Djilas mit seiner offenen Kritik am Auftreten der Roten Armee in Jugoslawien. Sie brachte ihn in seinem Heimatland in die Isolierung. Trotzdem bestimmte Tito ihn zum Mitglied der Delegation. Mit den ersten tiefen Zweifeln belastet trifft er wiederum auf Stalin. Abermals erhält er fesselnde Einblicke in dessen Persönlichkeit. Und auf dem Rückflug, in Kiew, trifft er einen Mann, dessen Aufstieg noch bevorsteht, den ukrainischen Parteiführer Nikita Sergejewitsch Chruschtschow.



Weder damals noch jetzt — nach sorgfältiger Lektüre seiner Reden auf den Parteikongressen — hatte ich den Eindruck, daß Chruschtschows Wissen über die Grenzen der klassischen russischen Literatur und der russischen Geschichte hinausging, während sein theoretisches Vorstellungsvermögen dem Niveau einer mittleren Parteischule entsprach. Neben diesem äußeren auf Kursen angenommenen Wissen sind jene Kenntnisse viel wichtiger, die er sich als Autodidakt aneignete, und in noch höherem Maße die Erfahrung, die ihm seine vielseitige Tätigkeit vermittelte. Es ist unmöglich, die Quantität und Qualität dieses Wissens zu bestimmen, denn gleichermaßen erstaunlich sind seine Kenntnisse auf ausgefallenen Gebieten und seine Unkenntnis bei einigen elementaren Problemen. Er besitzt ein ausgezeichnetes Gedächtnis und drückt sich sehr lebendig und anschaulich aus.

Im Gegensatz zu anderen Sowjetführern legte er eine hemmungslose Geschwätzigkeit an den Tag, wenn er auch gleich ihnen gern volkstümliche Sprichwörter und Redewendungen gebrauchte. Das war damals eine Mode und bewies die Verbundenheit des Betreffenden mit dem Volk. Bei ihm wirkte das jedoch weniger gekünstelt, wegen seiner natürlichen, schlichten und unaffektierten Art und Redeweise. Er hatte auch Humor. Im Gegensatz zu Stalins Humor, der vornehmlich intellektuell und zynisch war, war Chruschtschows Humor volksnah, oft beinahe ungehobelt, aber lebendig und unerschöpflich. Jetzt, da er die höchsten Höhen der Macht erreicht hat und im Blickpunkt der ganzen Welt steht, läßt sich sagen, daß er auf seine Pose und Ausdrucksweise achtet, aber im Grunde hat er sich nicht verändert. Es ist nicht schwer, unter dem Staats- und Parteichef einen Mann des Volkes zu erkennen. Es muß aber hinzugefügt werden, daß er weniger als irgendein anderer kommunistischer Autodidakt ohne abgeschlossenem Studium an einem Minderwertigkeitskomplex leidet. Das heißt, er verspürt nicht das Bedürfnis, seine Unwissenheit und seine Schwächen hinter äußerlichem Blendwerk und Verallgemeinerungen zu verbergen.





Die Gemeinplätze, an denen sein Gesprächsstil reich ist, sind der Ausdruck sowohl wirklicher Ignoranz wie auswendig gelernter marxistischer Maximen, aber selbst diese bringt er mit Überzeugung und Offenheit vor. Die Sprache und die Art, wie er sich ausdrückt, erfassen einen Kreis, der größer ist als der, zu dem Stalin sprach, obwohl auch er sich an das gleiche Publikum — Parteipublikum — wandte.

In seiner nicht sehr neuen, ungebügelten Generalsuniform war er der einzige unter den Sowjetführern, der sich mit den Einzelheiten, mit dem täglichen Leben der kleinen Kommunisten und des Volkes befaßte. Daß man mich richtig verstehe: er tat dies nicht in der Absicht, die Verhältnisse zu ändern, sondern um die bestehenden Bedingungen zu festigen, zu vervollkommnen. Er kümmerte sich um die Dinge und sorgte gegebenenfalls für Abhilfe, während die anderen vom Schreibtisch aus und auf Grund eingegangener Berichte Befehle erteilten.

Keiner der Sowjetführer besuchte Kolchosen, außer bei Festveranstaltungen oder Vorführungen. Chruschtschow begleitete uns auf eine Kolchose, und wenn er auch nicht den geringsten Zweifel daran aufkommen ließ, daß er von der Richtigkeit des Systems überzeugt war, so trank er doch nicht nur riesige Gläser Wodka mit den Kolchosbauern, sondern inspizierte auch die Mistbeete, warf einen Blick in den Schweinestall und begann über praktische Probleme zu diskutieren. Auf der Rückfahrt nach Kiew brachte er noch einmal das Problem der Kolchosen zur Sprache und wies freimütig auf Mängel hin.

Wir hatten Gelegenheit, seinen außergewöhnlich praktischen Sinn im großen Rahmen bei einer Zusammenkunft der Wirtschaftsabteilungen der ukrainischen Regierung zu beobachten. Im Gegensatz zu jugoslawischen Ministern wußten seine Kommissare auf ihrem Gebiet sehr gut Bescheid, und — was noch wichtiger war — sie beurteilten die Möglichkeiten realistisch.

Ziemlich klein und untersetzt, aber lebhaft und beweglich, war er kräftig gebaut, wie aus einem Stück. Er schluckte eindrucksvolle Mengen von Speisen praktisch hinunter — als ob er seine künstlichen, stählernen Kiefer schonen wollte. Während Stalin und seine Umgebung den Eindruck von Schlemmerei erweckten, schien es mir, als wäre es Chruschtschow ganz gleich, was er aß, und als käme es in erster Linie darauf an, den Magen zu füllen, wie dies für jeden Schwerarbeiter gilt — wenn er es sich leisten kann, natürlich. Seine Tafel war reichlich gedeckt — stattlich, aber unpersönlich. Chruschtschow ist kein Feinschmecker, wenn er auch nicht weniger ißt als Stalin und noch mehr trinkt als dieser.

Er besitzt kraftvolle Vitalität und, gleich allen praktisch veranlagten Menschen, ein großes Anpassungsvermögen. Ich glaube nicht, daß er sich lange mit der Wahl seiner Methoden aufhalten würde, solange sie nur praktische Resultate zeitigen. Aber gleich allen volkstümlichen Demagogen, die oft selber glauben, was sie sagen, würde es ihm leichtfallen, unpraktikable Methoden aufzugeben und die Veränderung mit Zutaten moralischer Gründe und einem Appell an die höchsten Ideale zu rechtfertigen. Er zitiert gern das Sprichwort „Bück dich nicht während des Kampfes nach dem Knüppel". Das kommt ihm sehr gelegen zur Rechtfertigung der Existenz des Knüppels, wenn kein Kampf stattfindet. Alles, was ich hier gesagt habe, ist keineswegs das, was man heute über Chruschtschow sagen würde. Ich habe mich aber bemüht, meinen Eindruck aus jener Zeit wiederzugeben und bei diesem Versuch, ohne Absicht, auch gegenwärtige Reflexionen festgehalten.

Damals vermochte ich nicht festzustellen, daß Chruschtschow in irgendeiner Beziehung Stalin oder Molotow mißbil-

GESPRÄCHE MIT STALIN

ligte. Wann immer die Rede auf Stalin kam, sprach er mit Respekt von ihm und wies auf ihre engen Beziehungen hin. Er erzählte, wie Stalin ihn am Vorabend des deutschen Angriffs von Moskau aus angerufen und zur Wachsamkeit ermahnt hatte, denn ihm, Stalin, war die Mitteilung zugegangen, daß die Deutschen am nächsten Tage — am 22. Juni — vielleicht ihre Operationen beginnen würden. Ich führe dies als Tatsache an und nicht um Chruschtschows Beschuldigungen gegen Stalin hinsichtlich einer Überraschung durch den deutschen Angriff zu widerlegen. Jene Überraschung war die Folge von Stalins Irrtum in der politischen Beurteilung.

Nichtsdestoweniger verspürte man in Kiew eine gewisse Frische — dank Chruschtschows grenzenloser Tatkraft und seinem Sinn für das Praktische, dank Manuilskys Begeisterung, dank der Schönheit der Stadt, die mit ihrem endlosen Horizont und ihren Hügeln über einem breiten, schlammigen Fluß an Belgrad erinnerte. Obwohl Chruschtschow den Eindruck von Stärke, Selbstvertrauen und Realismus, Kiew den einer bewußten und kultivierten Schönheit hinterließ, ist die Ukraine in meiner Erinnerung mit einem Verlust an Persönlichkeit, mit Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit verbunden geblieben.

Je tiefer ich die sowjetische Wirklichkeit erforschte, desto mehr Zweifel kamen mir. Die Versöhnung dieser Wirklichkeit mit meinem menschlichen Gewissen wurde immer aussichtsloser.

Zu meiner vierten Begegnung mit Stalin kam es Anfang 1948. Es war dies die bedeutsamste Begegnung, denn sie fand am Vorabend des Bruchs zwischen den sowjetischen und jugoslawischen Führern statt. Ihr gingen wichtige Ereignisse und Veränderungen in den jugoslawisch-sowjetischen Beziehungen voraus.

Die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Westen hatten bereits die Umrisse des kalten Krieges zwischen zwei Machtblöcken angenommen. Die Ereignisse, die meines Erachtens entscheidenden Anteil an dieser Entwicklung hatten, waren die sowjetische Ablehnung des Marshallplans, der Bürgerkrieg in Griechenland und die von einigen kommunistischen Parteien betriebene Gründung eines Informationsbüros, des Kominform. Jugoslawien und die Sowjetunion waren die beiden einzigen osteuropäischen Staaten, die sich entschieden gegen den Marshallplan wandten — Jugoslawien hauptsächlich aus revolutionärem Dogmatismus, und die Sowjetunion, weil sie befürchtete, die amerikanische Wirtschaftshilfe könnte die Herrschaft erschüttern, die sie gerade erst militärisch errungen hatte.

Als jugoslawischer Delegierter beim Kongreß der Kommunistischen Partei Frankreichs in Straßburg hielt ich mich gerade zu der Zeit in Paris auf, als Molotow mit den Vertretern der westlichen Staaten Gespräche über den Marshallplan führte. Molotow empfing mich in der sowjetischen Botschaft, und wir kamen überein, den Marshallplan zu boykottieren, und waren auch in unserer Kritik an der französischen Partei mit ihrer sogenannten „nationalen Linie" einer Meinung. Molotow zeigte besonderes Interesse an meinen Eindrücken von dem Kongreß, und er bemerkte bezüglich der Zeitung *„La Nouvelle Démocracie"*, die von dem französischen KP-Chef Duclos herausgegeben wurde und den Eindruck erweckte, als bringe sie gemeinsame Ansichten der kommunistischen Parteien zum Ausdruck: „Das ist nicht das, was wir brauchen und was getan werden müßte."

Hinsichtlich des Marshallplans fragte sich Molotow, ob nicht eine Konferenz einberufen werden sollte, an der auch die östlichen Länder teilnehmen würden, aber nur zu Propagandazwecken, mit dem Ziel, das Interesse der Öffentlichkeit auszunützen und dann in einem günstigen Augenblick den Konferenzsaal zu verlassen. Ich war auch von dieser Möglichkeit nicht begeistert, obwohl ich mich nicht widersetzt hätte, hätten die Russen darauf bestanden; dies war der Standpunkt, den die Regierung meines Landes einnahm. Molotow erhielt jedoch vom Politbüro in Moskau die Anweisung, sich nicht einmal damit einverstanden zu erklären.

Gleich nach meiner Rückkehr erfuhr ich in Belgrad, daß in Moskau eine Konferenz osteuropäischer Staaten abgehalten werden sollte mit dem Ziel einer Stellungnahme zum Marshallplan. Ich wurde als Vertreter Jugoslawiens ausersehen. Der eigentliche Zweck der Konferenz war, auf die Tschechoslowakei, deren Regierung nicht gegen eine Teilnahme am Marshallplan war, einen kollektiven Druck auszuüben. Die sowjetische Maschine wartete bereits auf dem Belgrader Flugplatz, aber ich trat den Flug am nächsten Tage nicht an, weil aus Moskau ein Telegramm eintraf mit der Mitteilung, daß die Konferenz hinfällig geworden sei — die tschechoslowakische Regierung hatte ihren ursprünglichen Standpunkt aufgegeben.

Dieselbe Übereinstimmung mit der Sowjetunion — wenn auch jugoslawischerseits aus anderen Gründen — offenbarte sich bei der Schaffung des Kominform. Der Gedanke, daß man eine Stelle schaffen müsse, die die Koordinierung und den Meinungsaustausch zwischen den kommunistischen Parteien erleichtern konnte, war schon im Jahre 1946 aufgetaucht; Stalin, Tito und Dimitrow hatten im Frühjahr jenes Jahres darüber gesprochen. Seine Verwirklichung war jedoch aus verschiedenen Gründen hinausgeschoben worden, hauptsächlich natürlich deshalb, weil alles davon abhing, wann die Sowjetführer die Zeit für reif hielten. Sie reifte im Herbst 1947, höchstwahrscheinlich im Zusammenhang mit der sowjetischen Ablehnung des Marshallplans und der Konsolidierung der sowjetischen Oberherrschaft über Osteuropa.

Auf der Gründungsversammlung in Westpolen, das heißt auf ehemals deutschem Territorium, waren die zwei einzigen Delegationen, die entschieden für das Kominform eintraten, die jugoslawische und die sowjetische. Gomulka war dagegen und sprach vorsichtig, aber unmißverständlich vom „polnischen Weg zum Sozialismus".

UdSSR contra Jugoslawien – aber Stalin umarmt Tito

Im Zusammenhang damit möchte ich als Kuriosität erwähnen, daß es Stalin war, der sich den Namen für das Organ des Kominform, *Für einen dauerhaften Frieden — Für eine Volksdemokratie* ausdachte, in der Hoffnung, daß die westliche Presse den Slogan jedesmal würde wiederholen müssen, wenn sie etwas aus der Zeitschrift zitierte. Stalins Erwartungen gingen jedoch nicht in Erfüllung: wegen der Länge und des durchsichtigen Propagandacharakters ihres Namens wurde die Zeitschrift meistens einfach „das Organ des Kominform" genannt. Stalin bestimmte schließlich auch, wo das Kominform seinen Sitz haben sollte. Die Delegierten hatten sich auf Prag geeinigt. Slansky, der tschechische Vertreter, eilte im Auto an jenem Abend nach Prag, um Gottwald darüber zu konsultieren. Aber in der Nacht sprachen Schdanow und Malenkow mit Stalin (denn sie hatten sogar in dieser abgelegenen Pension und dieser fernen Gegend eine direkte Telefonverbindung mit Moskau), und obwohl Gottwald nur zögernd sein Einverständnis gab, ordnete Stalin an, daß das Kominform seinen Sitz in Belgrad aufschlagen sollte.

Diese Doppelzüngigkeit herrschte auch in den Untergründen der jugoslawisch-sowjetischen Beziehungen: an der Oberfläche völliges politisches und insbesondere ideologisches Einverständnis, aber in Wirklichkeit voneinander abweichende Praktiken und Ansichten.

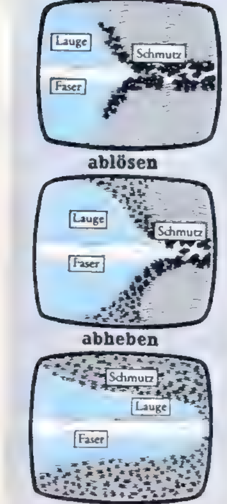
Als eine recht große Delegation der höchsten jugoslawischen Führer — Tito, Rankovic, Kidric, Neskovic — im Frühjahr 1946 in Moskau weilte, nahmen die Beziehungen zwischen den beiden Führergruppen ein mehr als herzliches Aussehen an. Stalin umarmte Tito, sprach von seiner für ganz Europa entscheidenden Rolle und setzte in flagranter Weise die Bulgaren und Dimitrow herab. Aber bald danach kamen die Spannung und Uneinigkeit in der Frage der gemeinsamen Wirtschaftsbetriebe.

Die unterirdischen Reibungen gingen ununterbrochen weiter. Unsichtbar für die nichtkommunistische Welt, kamen sie auf internen Parteiversammlungen ans Licht, wegen der Anwerbungen für den sowjetischen Geheimdienst. Ein Vorgehen, das besonders rücksichtslos war, wenn es sich um den Staats- und Parteiapparat handelte. Sie machten sich auch im Bereich der Ideologie bemerkbar, besonders hinsichtlich der von der Sowjetunion betriebenen Herabsetzung der jugoslawischen Revolution. Die sowjetischen Vertreter schluckten mit offensichtlichem Unbehagen die Tatsache, daß die Jugoslawen Tito gleich hinter Stalin setzten, und sie reagierten besonders empfindlich auf die unabhängige Verbindung Jugoslawiens mit den anderen osteuropäischen Staaten und das wachsende Prestige, das es dort genoß.

Die Reibungen übertrugen sich bald auf die Wirtschaftsbeziehungen, vor allem, als den Jugoslawen klar wurde, daß sie, von ihren normalen Handelsverbindungen abgesehen, nicht auf sowjetische Hilfe bei der Durchführung ihres Fünfjahresplanes rechnen konnten. Als er Widerstand spürte, betonte Stalin, daß die Praxis gemeinsamer Wirtschaftsbetriebe unter befreundeten und verbündeten Staaten nicht gut sei und versprach, alle mögliche Unterstützung zu geben; aber zur gleichen Zeit beuteten seine Kaufleute den wirtschaftlichen Vorteil aus, der ihnen als Folge der verschlechterten jugoslawisch-westlichen Beziehungen und des idealisierenden jugoslawischen Bildes von der UdSSR als eines selbstlosen und unhegemonistischen Staates in den Schoß fiel.

Von Albanien abgesehen, war Jugoslawien das einzige osteuropäische Land, das sich selbst von der Nazi-Invasion befreit und gleichzeitig ohne entscheidende Hilfe der Roten Armee eine innere Revolution durchgeführt hatte. Es war am weitesten gegangen in der sozialen Umwandlung; doch es lag auch in dem Gebiet, das später zum exponiertesten Frontvorsprung im Sowjetblock werden sollte. In Griechenland wurde ein Bürgerkrieg ausgefochten. Jugoslawien war vor den Vereinten Nationen beschuldigt worden, ihn materiell zu unterstützen und zu inspirieren, während die jugoslawischen Beziehungen zum Westen und besonders zu den Vereinigten Staaten bis zum Zerreißen gespannt waren.

Wenn ich zurückdenke, scheint mir, daß die Sowjetregierung dieser Verschärfung der jugoslawisch-westlichen Beziehungen nicht nur mit Befriedigung zusah, sondern die Entwicklung noch förderte, wobei sie natürlich darauf achtete, daß sie nicht die Grenzen ihrer eigenen Interessen und Möglichkeiten überschritt. Molotow umarmte Kardelj fast in Paris nach dem Abschuß von zwei amerikanischen Flugzeugen über jugoslawischem Boden, obwohl er ihn auch davor warnte, noch ein drittes abzuschießen. Die Sowjetregierung enthielt sich einer direkten Aktion im Aufstand in Griechenland und überließ praktisch Jugoslawien allein die Aufgabe, der Kritik vor dem Forum der Vereinten Na-



tionen die Stirn zu bieten; auch unternahm sie nichts Entscheidendes, um einen Waffenstillstand herbeizuführen — das tat sie erst, als es Stalin in seine Pläne paßte.

So war auch die Bestimmung Belgrads als Sitz des Kominform äußerlich eine anerkennende Geste gegenüber der jugoslawischen Revolution. Dahinter verbarg sich die geheime sowjetische Absicht, die jugoslawischen Führer in den Schlaf revolutionärer Selbstzufriedenheit einzulullen und Jugoslawien irgendeiner vermeintlich internationalen kommunistischen Solidarität zu unterwerfen — tatsächlich der Hegemonie des Sowjetstaats oder vielmehr dem unersättlichen Verlangen der sowjetischen politischen Bürokratie.

Es ist an der Zeit, daß etwas über Stalins Einstellung zu Revolutionen und damit zur jugoslawischen Revolution gesagt wird. Weil Moskau es stets unterlassen hat, in entscheidenden Augenblicken die Revolutionen in China, Spanien und in mancher Beziehung sogar in Jugoslawien zu unterstützen, herrschte, nicht ohne Grund, die Ansicht vor, daß Stalin allgemein gegen Revolutionen eingestellt sei. Das ist jedoch nicht völlig richtig. Er war nur bedingt gegen sie eingestellt, das heißt, in dem Maße, in dem eine Revolution über die Interessen des Sowjetstaats hinausging. Er fühlte instinktiv, daß die Schaffung revolutionärer Zentren außerhalb Moskaus dessen Vorrangstellung im Weltkommunismus gefährden konnte, und dazu kam es dann natürlich auch. Deshalb unterstützte er Revolutionen nur bis zu einem gewissen Grade — nur so weit, daß er sie noch unter Kontrolle hatte — und überließ sie sich selbst, wenn sie seinem Zugriff entglitten. Ich bin der Ansicht, daß sich die Politik der Sowjetregierung in dieser Beziehung auch heute nicht gewandelt hat.

Als ein Mensch, der im eigenen Lande alles Tun und Treiben seinen Anschauungen und seiner Persönlichkeit unterworfen hatte, konnte Stalin außerhalb der Sowjetunion nicht anders auftreten. Da er Fortschritt und Freiheit im eigenen Lande mit den Interessen und Privilegien einer politischen Partei identifizierte, konnte er in auswärtigen Angelegenheiten nur als Hegemonist handeln. Auch für ihn galt die Redensart: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Er wurde selber zum Sklaven der Despotie, der Bürokratie, der Engstirnigkeit und der Servilität, die er seinem Lande aufzwang.

Es ist wahr, daß niemand einem anderen die Freiheit rauben kann, ohne die eigene Freiheit zu verlieren.

Der Anlaß meiner Reise nach Moskau war die Divergenz zwischen Jugoslawien und der UdSSR in der Politik gegenüber Albanien. Ende Dezember traf aus Moskau ein Telegramm ein, in dem Stalin verlangte, daß jemand vom jugoslawischen Zentralkomitee — er erwähnte nur mich mit Namen — kommen sollte, um die Politik der beiden Regierungen gegenüber Albanien gemeinsam abzustimmen.

Die Unstimmigkeit machte sich auf verschiedene Weise fühlbar, am deutlichsten nach dem Selbstmord Naku Spirus, eines Mitglieds des albanischen Zentralkomitees.

Eine enge Verbindung Jugoslawiens und Albaniens hatte sich auf allen Gebieten angebahnt. Jugoslawien stellte Albanien in immer größerer Zahl Fachleute auf den verschiedensten Gebieten zur Verfügung. Lebensmittel wurden nach Albanien geliefert, obwohl Jugoslawien selbst Mangel litt. Die Gründung gemeinsamer Wirtschaftsbetriebe hatte begonnen. Beide Regierungen stimmten im Prinzip darin überein, daß Albanien sich mit Jugoslawien vereinigen sollte, wodurch die Frage der alba-

GESPRÄCHE MIT STALIN

nischen Minderheit in Jugoslawien gelöst werden würde.

Die Bedingungen, die die jugoslawische Regierung den Albaniern unterbreitete, waren bedeutend günstiger und gerechter für die Albanier als diejenigen, die die Sowjetregierung den Jugoslawen bot. Offenbar lag das Problem jedoch nicht in dem Maß an Gerechtigkeit, sondern im Wesen dieser Beziehungen selbst. Ein Teil der albanischen Führung war in innerster Seele und insgeheim gegen die jugoslawische Annäherung.

Naku Spiru — schlank, grazil, sehr sensibel, mit einem scharfen Intellekt — stand den wirtschaftlichen Angelegenheiten der albanischen Regierung zu jener Zeit vor und war der erste, der sich gegen Jugoslawien erhob und verlangte, daß sich Albanien unabhängig entwikkeln sollte. Seine Stellungnahme rief eine scharfe Reaktion nicht nur in Jugoslawien, sondern auch im albanischen Zentralkomitee hervor. Vor allem widersetzte sich ihm Koci Xoxe, der albanische Innenminister, der später unter der Anklage pro-jugoslawischer Einstellung erschossen wurde. Xoxe, ein Arbeiter aus Südalbanien und alter Revolutionär, stand in dem Ruf, der ausdauerndste Parteimann zu sein trotz der Tatsache, daß Enver Hodscha — eine zweifellos gebildetere und bedeutend beweglichere Persönlichkeit — Generalsekretär der Partei und Regierungschef war. Auch Hodscha schloß sich der Kritik an Spiru an, obwohl seine wahre Einstellung unklar blieb. Der arme Spiru, der sich isoliert und des Chauvinismus angeklagt sah und wahrscheinlich kurz vor dem Ausschluß aus der Partei stand, nahm sich das Leben. Mit seinem Tod setzte er etwas in Bewegung, was er sich nie hätte träumen lassen: die Verschlechterung der jugoslawisch-albanischen Beziehungen.

Natürlich wurde die Sache vor der Öffentlichkeit vertuscht. Später, nach dem offenen Bruch mit Jugoslawien im Jahre 1948, erklärte Enver Hodscha Spiru zum Nationalhelden. Aber in den Führungsgremien beider Länder hinterließ die Affäre damals einen schlechten Eindruck, der nicht durch Hinweise auf Spirus angebliche Feigheit und kleinbürgerliche Gesinnung und ähnliche Behauptungen verwischt werden konnte, wie sie im kommunistischen Arsenal der Propaganda-Klischees reichlich vorkommen.

Die Sowjetregierung war ausgezeichnet unterrichtet sowohl über die wahren Hintergründe von Spirus Tod wie über Jugoslawiens Aktivität in Albanien. Ihre Mission in Tirana wuchs personell ständig. Außerdem waren die Beziehungen der drei Regierungen — der sowjetischen, albanischen und jugoslawischen — derart, daß die beiden letzteren ihre Verbindungen vor der ersteren nicht sonderlich geheim hielten, obwohl auch erwähnt werden sollte, daß die jugoslawische Regierung bezüglich der Einzelheiten ihrer Politik die Sowjetregierung nicht konsultierte.

Sowjetische Vertreter erhoben immer häufiger Beschwerden gegen jugoslawische Maßnahmen in Albanien, während gleichzeitig eine immer engere Fühlungnahme zwischen der Gruppe um Hodscha und der sowjetischen Mission beobachtet wurde. Alle Augenblicke rückte dieser oder jener sowjetische Vertreter mit einer Beschwerde heraus: Warum bildeten die Jugoslawen mit den Albaniern gemeinsame Wirtschaftsbetriebe, wo sie diese in ihrem eigenen Land mit der UdSSR nicht bilden wollten? Warum schickten sie der albanischen Armee Instruktoren, wo sie in ihrer eigenen Armee sowjetische Instruktoren hatten? Wie konnten die Jugoslawen Fachleute für die Entwicklung Albaniens zur Verfügung stellen, wo sie selbst sich um ausländische Experten bemühten? Wie kam es, daß Jugoslawien, selbst arm und unterentwickelt, auf einmal bei der Entwicklung Albaniens helfen wollte?

Zusammen mit diesen Divergenzen zwischen der sowjetischen und der jugoslawischen Regierung wurden die Bestrebungen Moskaus, in Albanien Jugoslawiens Stellung einzunehmen, nur immer deutlicher, Bestrebungen, die den Jugoslawen äußerst ungerecht erschienen angesichts der Tatsache, daß es nicht die UdSSR war, die eine Vereinigung mit Albanien ins Auge faßte, und daß die UdSSR nicht einmal Grenznachbar Albaniens war. Die Wendung der albanischen Führer zur Sowjetunion hin wurde immer offenkundiger und fand einen noch greifbareren Ausdruck in ihrer Propaganda.

Warum wollte Stalin, daß ich nach Moskau kam?

Das Ersuchen der Sowjetregierung, die Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich Albaniens zu beseitigen, wurde in Belgrad mit Freuden begrüßt, obwohl bis heute unklar geblieben ist, weshalb Stalin betonte, daß gerade ich nach Moskau kommen sollte.

Mir scheint, daß ihn zwei Gründe dazu bestimmten. Ich muß auf ihn wohl den Eindruck eines geraden und ehrlichen Mannes gemacht haben. Ich nehme an, daß ich auch bei den jugoslawischen Kommunisten als solcher galt. Deshalb war ich die geeignete Person für eine offene Diskussion über eine komplizierte und sehr delikate Frage. Ich glaube aber auch, daß er die Absicht hatte, mich für sich zu gewinnen, um das jugoslawische Zentralkomitee zu spalten und seinem Willen gefügig zu machen. Hebrang und Zujovic hatte er bereits auf seine Seite gezogen. Aber Hebrang war aus dem Zentralkomitee ausgestoßen und einer geheimen Untersuchung unterworfen worden wegen seines noch ungeklärten Verhaltens im Gefängnis während des Krieges. Zujovic war eine prominente Figur, aber sogar als Mitglied des Zentralkomitees gehörte er nicht dem engeren Kreis an, der sich im Laufe des Ringens um die Einheit der Partei und während der Revolution selbst um Tito gebildet hatte.

Als Tito im Jahre 1946 in Moskau weilte, hatte er Stalin gegenüber erwähnt, daß ich an Kopfschmerzen litt, und bei dieser Gelegenheit hatte Stalin mich eingeladen, ihn zu einem Kuraufenthalt auf der Krim zu besuchen. Ich reiste aber nicht dorthin, vor allem, weil die Einladung nicht durch die Botschaft wiederholt worden war und ich sie deshalb für eine höfliche Geste hielt, die einfach gemacht worden war, weil man zufällig von mir gesprochen hatte.

So brach ich nun — am 8. Januar, wenn ich mich recht erinnere, jedenfalls etwa an diesem Datum — mit zwiespältigen Gefühlen nach Moskau auf: es schmeichelte mir, daß Stalin ausdrücklich mich eingeladen hatte, ich hegte aber auch den vagen Verdacht, daß dies weder durch Zufall noch mit reinen Absichten gegenüber Tito und dem jugoslawischen Zentralkomitee geschehen war.

Ich erhielt in Belgrad keine speziellen Aufträge oder Anweisungen, noch waren solche Anweisungen erforderlich; ich war Mitglied des engeren Führungskreises und über die albanisch-jugoslawischen Beziehungen genau unterrichtet. Man hatte schon den Standpunkt formuliert, daß die sowjetischen Vertreter die bereits verkündete Politik der jugoslawisch-albanischen Vereinigung nicht durch taktlose Maßnahmen oder durch Einschlagen einer anderen Linie behindern sollten.

Vertreter der jugoslawischen Armee nahmen die gute Gelegenheit wahr und gaben mir ihre eigene Delegation bei, die um Munition und um Unterstützung bei der Entwicklung unserer Kriegsindustrie nachsuchen sollte. Zu dieser Delegation gehörten Koca Popovic, damals Chef des Generalstabs, und der Leiter der jugoslawischen Kriegsindustrie, Mijalko Todorovic. Svetozar Vukmanovic-Tempo, damals Leiter der politischen Administration in der Armee, reiste ebenfalls mit, um sich mit den Erfahrungen der Roten Armee auf seinem Gebiet vertraut zu machen.

Wir fuhren mit der Bahn nach Moskau, in guter Stimmung und noch besserer Absicht. Und auch mit der festen Überzeugung, daß Jugoslawien seine Probleme auf seine eigene Weise und vor allem mit seinen eigenen Mitteln lösen sollte.

Diese Überzeugung gelangte vorzeitig bei einem Essen in der jugoslawischen Botschaft in Bukarest an die Öffentlichkeit, an dem Anna Pauker, die rumänische Außenministerin, und mehrere rumänische Beamte teilnahmen.

Alle Jugoslawen, mit Ausnahme von Botschafter Golubovic, der später als Anhänger Moskaus emigrierte, sagten mehr oder weniger offen, daß die Sowjetunion beim „Aufbau des Sozialismus" kein absolutes Modell sein könne, da die Situation sich verändert habe und die Bedingungen und Verhältnisse in den einzelnen Ländern Osteuropas verschieden seien. Ich bemerkte, daß Anna Pauker entweder vorsichtig schwieg oder nur zögernd hier und dort zustimmte und zu vermeiden suchte, über so delikate Fragen zu sprechen. Einer der Rumänen — ich glaube, es war Bodnaras — trat unserer Ansicht entgegen, ein anderer — seinen Namen habe ich leider vergessen — pflichtete ihnen von Herzen bei. Ich betrachtete ein Gespräch dieser Art als peinlich, denn ich war überzeugt, daß jedes Wort den Russen zu Ohren kommen würde und daß sie nicht fähig waren, sie anders denn als „antisowjetisch" auszulegen — Synonym für alle Übel dieser Welt. Gleichwohl konnte ich meinen Standpunkt nicht widerrufen. Also bemühte ich mich, diese Ansichten etwas zu dämpfen, indem ich die Verdienste der UdSSR und die theoretische Bedeutung des sowjetischen Experiments hervorhob. Aber all das nützte kaum etwas, denn ich selbst hatte betont, daß jeder sich seinen eigenen Weg bahnen müsse, entsprechend den eigenen konkreten Verhältnissen. Auch die unbehagliche Atmosphäre ließ sich nicht vertreiben. Ich hatte eine Vorahnung; ich wußte, daß die Sowjetführer kein Gefühl für Nuancen und Kompromisse hatten, schon gar nicht innerhalb ihrer eigenen kommunistischen Reihen.

Obwohl wir Rumänien nur auf der Durchreise sahen, fanden wir überall Anlaß zu Kritik. Zunächst einmal, was die Beziehungen der Sowjetunion zu den anderen osteuropäischen Ländern betraf: diese Länder standen noch immer unter regelrechten Besatzungsverhältnissen, und ihr Reichtum wurde auf die verschiedenste Weise hinausgeschleust, am häufigsten mit Hilfe gemeinsamer Wirtschaftsbetriebe, in die die Russen kaum etwas anderes als deutsches Kapital einbrachten, das sie zu Kriegsbeute erklärt hatten. Der Handel in diesen Ländern wickelte sich nicht so ab wie anderswo auf der Welt, sondern auf der Grundlage spezieller Vereinbarungen, denen zufolge die Sowjetregierung unter dem Weltmarktpreis kaufte und über dem Weltmarktpreis verkaufte. Nur Jugoslawien bildete eine Ausnahme. Das alles wußten wir. Und das Schauspiel des Elends wie auch das Bewußtsein der Ohnmacht und Willfährigkeit bei den rumänischen Behörden konnte unsere Entrüstung nur vergrößern.

Am meisten empörte uns die arrogante Haltung der sowjetischen Vertreter. Ich erinnere mich, wie entsetzt wir waren über die Worte des sowjetischen Kommandanten von Jassy: „Oh, dieses schmutzige rumänische Jassy! Und diese

GESPRÄCHE MIT STALIN

rumänischen Maisbrotesser!" Und er wiederholte auch Ehrenburgs und Wyschinskis Bonmot, das auf die Korruption und das Diebsunwesen in Rumänien abzielte: „Sie sind keine Nation, sondern ein Beruf!"

Besonders in diesem milden Winter war Jassy wirklich ein großes, ödes Nest von Balkanstadt, deren Schönheiten — ihre Hügel, Gärten und Terrassen — nur das geübte Auge entdeckte. Wir wußten aber, daß sowjetische Städte kaum besser, wenn nicht noch schlimmer aussahen. Diese Haltung einer „überlegenen Rasse" und die Überheblichkeit einer Großmacht waren es, was uns am meisten erzürnte. Die zuvorkommende und zutiefst respektvolle rumänische Einstellung uns gegenüber unterstrich nicht nur noch die Erniedrigung der Rumänen, sondern hob auch unseren Stolz auf die eigene Unabhängigkeit und unsere Freiheit zum vernunftmäßigen Denken und Handeln.

Wir hatten bereits als gegeben hingenommen, daß solche Beziehungen und eine solche Einstellung, wie sie den Rumänen gegenüber existierten, „sogar im Sozialismus möglich" seien, weil „Russen eben so sind" — rückständig, lange von der übrigen Welt isoliert und verloren in ihren revolutionären Traditionen.

Wir langweilten uns ein paar Stunden in Jassy, bis der sowjetische Zug mit dem Salonwagen der Sowjetregierung für uns eintraf, begleitet natürlich von dem unvermeidlichen Hauptmann Kozovsky, dessen Fachgebiet beim sowjetischen Staatssicherheitsdienst auch weiterhin die Jugoslawen waren. Diesmal gab er sich weniger zwanglos und heiter als früher, wahrscheinlich weil er es nun mit Ministern und Generälen zu tun hatte. Ein undefinierbarer, kalter offizieller Ton schlich sich in unser Verhältnis zu den sowjetischen „Genossen" ein.

Unsere sarkastischen Kommentare schonten nicht einmal den Eisenbahnwagen, in dem wir fuhren und der es auch nicht besser verdiente, trotz der behaglichen Einrichtung, des ausgezeichneten Essens und der guten Bedienung. Die riesigen Messinggriffe, der altmodische, verschnörkelte Zierat und die Toilette, die so hoch war, daß einem die Beine in der Luft baumelten — das alles dünkte uns komisch. War das denn nötig? Mußte ein großer Staat, eine souveräne Weltmacht prunken? Und das Wunderlichste an diesem Waggon mit all seinem Pomp aus zaristischen Tagen war, daß der Schaffner in seinem Abteil in einem Käfig ein Huhn hielt, das Eier legte. Ärmlich bezahlt und armselig gekleidet, entschuldigte er sich: „Was soll man machen, Genossen? Ein Arbeiter muß sehen, wie er zu etwas kommt. Ich habe eine große Familie — und das Leben ist teuer."

Obwohl sich auch die jugoslawische Eisenbahn keiner allzu großen Pünktlichkeit rühmen konnte, regte sich hier niemand über eine Verspätung von mehreren Stunden auf. „Wir kommen schon hin", sagte einer der Schaffner bei solchen Gelegenheiten nur. Rußland schien die Unwandelbarkeit seiner menschlichen und nationalen Seele zu bestätigen; alle ihre wesentlichen Eigenarten stemmten sich gegen den Vormarsch der Industrialisierung und die Allmacht des Managements.

Auch diesmal hinterließ nur Kiew einen Eindruck von leiser Schönheit und Sauberkeit, Kultur und einem Gefühl für Stil und Geschmack, trotz seiner Armut und Abgeschlossenheit. Weil es Nacht war, konnten wir den Dnjepr und die in den Himmel übergehenden Ebenen nicht sehen. Dennoch erinnerte alles an Belgrad — das zukünftige Belgrad mit einer Million Einwohnern, erbaut in Fleiß und Harmonie. Wir machten in Kiew nur kurz Station, bis unser Wagen an den Zug nach Moskau angehängt war. Kein einziger offizieller Vertreter der Ukraine begrüßte uns. Wir waren bald wieder unterwegs, in die Nacht hinein, eine Nacht weiß von Schnee und dunkel von Trauer. Einzig unser Wagen funkelte im Glanz des Komforts und Überflusses in dieser grenzenlosen Trostlosigkeit und Armut.

Wenige Stunden nach unserer Ankunft in Moskau läutete auf dem Schreibtisch des jugoslawischen Botschafters, Vladimir Popovic, mit dem wir uns gerade unterhielten, das Telefon. Das sowjetische Außenministerium fragte an, ob ich müde sei — Stalin wolle mich sofort sprechen, noch an diesem Abend. Eine solche Eile war ungewöhnlich in Moskau, wo ausländische Kommunisten seit jeher lange warten mußten, so daß unter ihnen der Satz umging: Nach Moskau zu kommen, ist leicht, aber heraus kommt man nur schwer. Natürlich hätte ich, selbst wenn ich müde gewesen wäre, Stalins Einladung bereitwilligst angenommen. Alle Angehörigen der Delegation blickten mich begeistert und nicht ohne Neid an, und Koca Popovic und Todorovic schärften mir mehrmals ein, nicht zu vergessen, weshalb auch sie mitgekommen waren, obwohl ich schon die Zeit unserer gemeinsamen Fahrt dazu benutzt hatte, mich im einzelnen mit ihren Gesuchen vertraut zu machen.

Stalin sagt: „Ja – ihr sollt Albanien schlucken!"

Wie gewöhnlich fuhr man mich etwa um neun Uhr abends in den Kreml und führte mich in Stalins Büro. Dort waren Stalin, Molotow und Schdanow versammelt. Letzterem unterstanden, wie mir bekannt war, im Politbüro die Beziehungen zu ausländischen Parteien.

Nach der üblichen Begrüßung kam Stalin sofort zur Sache: „So, dann bringen sich also Mitglieder des Zentralkomitees in Albanien euretwegen um! Das kommt sehr ungelegen, sehr ungelegen!"

Ich begann zu erklären: Naku Spiru war gegen eine Verbindung Albaniens mit Jugoslawien; er manövrierte sich in seinem eigenen Zentralkomitee in die Isolierung. Ich hatte noch nicht geendet, als Stalin zu meiner Überraschung sagte: „Wir haben kein besonderes Interesse an Albanien. Wir sind damit einverstanden, daß Jugoslawien Albanien schluckt!" Dabei hielt er die Finger seiner rechten Hand zusammen, führte sie zum Mund und tat so, als wollte er sie schlucken.

Ich war erstaunt, fast sprachlos über die Art, wie Stalin sich ausdrückte, und über die Geste des Schluckens, aber ich weiß nicht, ob man mir das ansah, denn ich versuchte die Sache lustig aufzufassen und als ein Beispiel für Stalins übliche drastische und bildhafte Ausdrucksweise zu betrachten. Ich erklärte abermals: „Es handelt sich nicht um Schlucken, sondern um Vereinigung!"

Darauf machte Molotow den Einwurf: „Aber das ist doch Schlucken!"

Und Stalin setzte, seine Geste mit den Fingern wiederholend, hinzu: „Ja, ja. Schlucken! Aber wir gehen ja da mit euch einig: ihr sollt Albanien schlucken — je früher, desto besser."

Trotz dieser Ausdrucksweise war die ganze Atmosphäre herzlich und mehr als freundlich. Sogar Molotow nahm die ganze Angelegenheit des „Schluckens" mit fast humorvoller Liebenswürdigkeit, was man bei ihm kaum gewohnt war.

Ich ging an die Annäherung und Vereinigung mit Albanien mit ehrlichen und natürlich revolutionären Motiven heran. Ich war wie viele andere der Ansicht, daß eine Vereinigung — das wirklich freiwillige Einverständnis der albanischen Führer vorausgesetzt — nicht nur von unmittelbarem Vorteil für Jugoslawien wie für Albanien sein würde,

sondern auch endlich die traditionelle Intoleranz und die Reibungen zwischen Serben und Albaniern beenden würde. Ihre spezielle Bedeutung lag meiner Meinung nach in der Tatsache begründet, daß sie die Verschmelzung unserer beträchtlichen und kompakten albanischen Minderheit mit Albanien zu einer eigenen Republik innerhalb der jugoslawisch-albanischen Föderation ermöglichen würde. Jede andere Lösung des Problems der albanischen nationalen Minderheit schien mir undurchführbar, da die einfache Abtretung jugoslawischer, von Albaniern bewohnter Gebietsteile in der Jugoslawischen Kommunistischen Partei selbst Widerstand hervorrufen würde.

Ich hatte für Albanien und die Albanier eine spezielle Vorliebe, die den Idealismus meiner Motive nur noch stärkte: die Albanier, besonders die Nordalbanier, sind der Mentalität und der Lebensweise nach mit den Montenegrinern verwandt, zu denen ich ja gehöre, und ihre Vitalität und Entschlossenheit zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit hat in der Geschichte der Menschheit nicht ihresgleichen.

Obwohl mir nicht einmal in den Sinn kam, von der Ansicht der Führer meines Landes abzuweichen und Stalin beizupflichten, konfrontierten mich Stalins Worte doch zum erstenmal mit zwei Überlegungen. Die erste war der Verdacht, daß an Jugoslawiens Politik gegenüber Albanien etwas nicht richtig sei, und die zweite war die, daß die Sowjetunion sich mit den baltischen Staaten vereinigt hatte, indem sie sie schluckte. Molotows Bemerkung war es, die mich unmittelbar daran erinnerte.

Beide Gedanken flossen ineinander — zu einem Gefühl des Unbehagens.

Der Gedanke, daß an der Politik Jugoslawiens gegenüber Albanien vielleicht etwas dunkel und inkonsequent war, veranlaßte mich jedoch nicht zu dem Eingeständnis, daß es sich bei ihr um eine Politik des „Schluckens" handelte. Aber es ging mir auf, daß diese Politik nicht mit dem Willen und Bestreben der albanischen Kommunisten übereinstimmte, die für mich als Kommunisten mit den Wünschen des albanischen Volkes identisch waren. Warum hatte Spiru sich wirklich das Leben genommen? Er war weniger „kleinbürgerlich" und „vom Nationalismus belastet", als in erster Linie Kommunist und Marxist. Und wie standen die Dinge, wenn die Albanier — wie wir gegenüber der Sowjetunion — ihren eigenen, separaten Staat haben wollten? Wenn die Vereinigung den Wünschen der Albanier zum Trotz und unter Ausnutzung ihrer Isolierung und Notlage ausgeführt wurde — mußte das nicht zu unheilbaren Konflikten und Schwierigkeiten führen? Als Volk eine eigene Gruppe mit alter Individualität, waren die Albanier als Nation jung und daher von einem heftigen und noch unerfüllten Nationalbewußtsein erfaßt. Würden sie nicht in einer Vereinigung den Verlust ihrer Unabhängigkeit und eine Verweigerung ihrer Eigenstaatlichkeit erblicken?

Die andere Überlegung — daß die UdSSR die baltischen Staaten geschluckt hatte — verknüpfte ich mit der ersten und wiederholte, indem das Problem in mein Bewußtsein drang, im stillen immer wieder: Wir Jugoslawen wünschen nicht, wagen nicht, diesen Weg zu einer Vereinigung mit Albanien einzuschlagen, auch besteht keine unmittelbare Gefahr, daß irgendeine imperialistische Macht wie etwa Deutschland einen Druck auf Albanien ausübt und es als Basis gegen Jugoslawien benutzt.

Fortsetzung folgt in der nächsten





Elli Scholtz berichtete REVUE über den schwierigsten und gefährlichsten Auftrag ihres Mannes — des Bremer Rechtsanwalts Dr. Scholtz, der 1943 das Leben von Maria Lange rettete. „Es war auch sein letzter Fall", sagt Frau Scholtz. „Dann kam der Gestellungsbefehl"

Das schlechte Gewissen des Herrn Fränkel

Fortsetzung von Seite 11

gegangen. Ergebnis: dieses Dokument ist nicht Ostpropaganda. Es ist keine Fälschung. Mehr noch — die Tatsachen sind erschütternder als aus der nüchternen Aktennotiz hervorgeht.

Die 21jährige Maria Lange war im Februar 1943 vom Sondergericht Bremen als Volksschädling zum Tode verurteilt worden, obwohl sie ein Baby erwartete und nach Meinung der Sachverständigen in einem seelischen Ausnahmezustand gehandelt hatte. Maria hatte als Briefträgerin Feldpostpäckchen gestohlen.

Der Pflichtverteidiger versuchte alles, um Maria zu retten. Er beantragte beim Reichsanwalt, das Todesurteil für nichtig zu erklären. Aber Wolfgang Fränkel, auf dessen Schreibtisch der Antrag landete, besiegelte das Schicksal von Maria Lange mit einem juristischen Kniff: zynisch empfahl er dem Reichsgericht, den Antrag bis zum Eingang der Gerichtsakten liegen zu lassen. Bis dahin sei sie sowieso hingerichtet.

Vielleicht wird Wolfgang Fränkel heute behaupten, daß für einen Juristen im Dritten Reich eine andere Haltung nicht möglich gewesen sei. Nur deshalb hätte er Maria Lange nicht retten können.

Aber REVUE weiß: Maria Lange wurde gerettet. Und zwar von einem deutschen Juristen, einem Mann des Rechtes, einem Anwalt mit Zivilcourage. Das war Marias Pflichtverteidiger Dr. Hans Scholtz in Bremen. Er fuhr nach Berlin. Zweimal, dreimal, viermal. Immer wieder sprach er im Reichsjustizministerium vor und bat um einen Gnadenerlaß: „Dieses Mädchen darf nicht sterben. Es erwartet ein Kind!" Vergeblich warnten Freunde den Anwalt davor, sich so hartnäckig für einen „Volksschädling" einzusetzen. Er gab nicht nach. Nahm sich auch anderer Menschen an, die der gnadenlosen Justiz dieser Zeit ausgeliefert waren. Im Fall Maria Lange hatte Dr. Scholtz Erfolg. An einem heißen Julitag 1943 kam aus Berlin die erlösende Nachricht: Das Todesurteil gegen Maria Lange ist aufgehoben.

Der Anwalt fuhr sogleich nach Hamburg, um seiner Klientin die Freudenbotschaft selbst zu überbringen. Maria saß damals in der Todeszelle der Strafanstalt Hamburg-Fuhlsbüttel.

Die Hansestadt wurde gerade bombardiert. Bekannte versuchten Dr. Scholtz zurückzuhalten: „Hier sterben Tausende, und Sie wollen wegen eines aufgehobenen Todesurteils in die Stadt." Dr. Scholtz wollte. Neun Stunden brauchte er für seinen Weg vom Stadtrand bis zum Gefängnis.

Die Wärterin Marias fiel ihm um den Hals. Dann das gesamte Aufsichtspersonal. Alle hatten die zum Tode verurteilte Mutter und das Baby lieb gewonnen. Sie hatten um ihr Leben gebangt und waren über die erlösende Botschaft glücklich. Wenige Monate, nachdem Maria Lange dem Henker entrissen war, wurde ihr Anwalt eingezogen. Die braune Justiz konnte Rechtsanwälte, die nicht dem Unrechtsstaat dienten, sondern ihrem Gewissen folgten, nicht gebrauchen. Dr. Scholtz wurde Soldat. Er ging an die Ostfront. Dort ist er verschollen.

Maria Lange überlebte. REVUE hat sie als Ehefrau eines Schiffsmaschinisten in einer kleinen schwedischen Stadt gefunden.

Hier ihr Bericht: „Ich stand vor dem Sondergericht. Zehn Minuten dauerte die Verhandlung. Dann war ich zum Tode verurteilt. Dr. Scholtz reichte drei Gnadengesuche ein. Ich war ja schwanger. Am 25. Mai 1943 bekam ich mein Baby. Die Hebamme, die bei mir sein durfte, hielt die ganze Zeit meine Hand. Sie sagte: ‚Beten Sie, daß es ein Junge wird, dann werden Sie vielleicht begnadigt'. Es wurde ein Mädchen.

Sechs Wochen lebte ich mit meinem Baby in der Zelle. Dann nahmen sie mir mein Kind. Ich mußte in die Todeszelle und erwartete mein Ende. Meine Hinrichtung war schon angesetzt, da erschien mein Anwalt. Ich erinnere mich, daß damals gerade ein Luftangriff war. Dr. Scholtz brachte mir die Nachricht: „Sie sind begnadigt." Statt zum Tode, war ich zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Ich kam in die Strafanstalt Lübeck. Dort erlebte ich das Ende des Dritten Reiches.

1961 heiratete ich. Mit Mann und Kind lebe ich heute in Schweden. Ich bin glücklich, und das verdanke ich Dr. Scholtz."

Ihm verdankt sie ihr Leben. Nicht dem Wolfgang Fränkel, den der Bundesjustizminister 1962 zum obersten Anwalt unseres Staates berief. Und zwar, wie er in seiner Ansprache bei der Amtseinführung Fränkels erklärte, „nach Einziehung näherer Erkundigungen." Wo hat sich Dr. Stammberger erkundigt? Wer waren die Gewährsleute? Der Fall Fränkel ist noch nicht erledigt, Herr Minister! ■

Das geschenkte Gesicht

Fortsetzung von Seite 19

Blut von der abgeschabten Haut und tupfte zugleich die Tränen weg.

„Was ist denn?" fragte sie leise. Nichts war mehr an ihr von dem lauten Kommandoton, mit dem sie durch das Lazarett ging und die Landser strammstehen ließ, auch wenn sie immer sagte: „Jungs — ihr sollt nicht Männchen bauen — ihr sollt nur Ordnung halten und vernünftig sein!" Jetzt war ihre Stimme so weich und fraulich wie ihr Äußeres. Sie legte beide Hände um Ursulas Kopf. Es waren kühle, weiche Hände, und Ursula schlug die Augen auf und umklammerte die Arme der Ärztin wie eine Ertrinkende.

„Wie ... wie sieht Erich aus?" stammelte sie. Blankes Entsetzen stand in ihren Augen. „Ist er so wie ... wie ... Ich habe sie gesehen ... sie haben ja gar keine Gesichter mehr." Sie warf den Kopf auf die Seite und schrie auf. Ihr Körper krampfte sich zusammen und zuckte zurück. Dann lag sie starr, wie versteinert, und starrte zur Decke mit unbeweglichen, aufgerissenen Augen.

Dr. Lisa Mainetti senkte den Kopf. Die drückende Sorge, daß das geschehen sei, was der Wach-Unteroffizier befürchtet hatte, war von ihr genommen. Aber eine neue Belastung war entstanden, und sie war noch weit schlimmer.

„Wo haben Sie die Verletzten gesehen?" fragte sie.

„Im Wald ... über die Mauer ... sie kamen über eine Wiese und sangen ..." Wieder lief ein Zucken über Ursulas Gesicht. Die Erinnerung an das schreckliche Bild zerbrach die Starrheit des Entsetzens.

„Aber die Mauer ist doch so hoch."

„Von einem Hügel ..."

„Eine Sauerei!" Dr. Mainetti verfiel wieder in den Lazaretton. Wir werden sofort einen dichten Stacheldrahtzaun ziehen, dachte sie. Da bemüht man sich, die Frauen schonend auf alles vorzubereiten, und dann können sie ein paar Schritte weiter über die Mauer sehen.

Ursula Schwabe faßte wieder nach den Händen der Ärztin. Ihre Stimme schwamm in Tränen.

„Sagen Sie es mir, Frau Doktor ... bitte, bitte, sagen Sie es mir ... Wie sieht Erich aus? Durfte ich darum Erich nicht sehen, weil er ... weil er ..."

Dr. Mainetti strich fast zärtlich über Ursulas blonde Locken. Wie jung sie ist, dachte sie dabei. Fast zu jung, um zu begreifen, was das Schicksal von ihr verlangt. Sie ist das wahre Opfer. Der Mann wird sich mit einem neuen Gesicht zurechtfinden. Aber ob sie es kann, diese kleine, gerade ins Leben getretene Frau mit der großen Hoffnung auf das Glück?

„Er sieht nicht schön aus", sagte sie vorsichtig. „Kein im Gesicht Verwundeter sieht gut aus. Aber das ist nur vorübergehend. Was wir Ärzte tun können, das tun wir. Alles, was in unseren Händen liegt, wird versucht werden, um auch Ihren Mann wiederherzustellen. Es werden Narben bleiben, das läßt sich nicht vermeiden. Und vielleicht wird er ein wenig anders aussehen als vorher ... so ganz genau können auch wir nicht die Natur nachmachen. Aber er lebt! Und er wird leben bleiben, und wenn der Krieg noch zehn Jahre dauert. Für Ihren Mann gibt es keinen Krieg mehr, Sie werden ihn behalten können, ganz sicher. Das ist etwas, was heute Millionen anderer Frauen nicht sagen können. Ihnen, Frau Schwabe, hat der Krieg den Mann zurückgegeben ... was haben da schon die paar Narben zu sagen, die er im Gesicht tragen wird?"

„Aber ... aber wenn er kein Gesicht mehr hat?" stammelte Ursula.

„Er *hat* eins!" sagte Dr. Mainetti fest. „Ich verspreche es Ihnen: Wenn Sie ihn

Das geschenkte Gesicht

wiedersehen, wird er wieder ein Mensch sein."

„Und wann . . . wann ist das?"

Dr. Mainetti hob leicht die Schultern. Hunderte von Malen hatte sie diese Frage von Müttern und Frauen gehört, und selbst die Väter hatten bei dieser Frage Tränen in den Augen und einen Kloß im Hals gehabt. Und immer hatte sie die Schultern gehoben und gesagt, was sie auch jetzt zu Ursula Schwabe sagte:

„Wir werden uns alle Mühe geben. Es kann ein Jahr dauern, aber auch zwei oder drei . . . oder mehr . . . Die Natur läßt sich nicht zwingen. Viele Operationen sind nötig, und jede braucht ihre Zeit, um zu verheilen. Und jeder Körper reagiert anders auf Überpflanzungen."

„Und so lange soll ich Erich nicht sehen?"

„Aber doch." Dr. Mainetti stützte Ursula, als sie sich aufrichtete. „Sobald es geht, werden Sie ihn sehen und sprechen und mit ihm ausgehen. Vor allem eins müssen Sie ihm sein: Seine Frau! Das ist das wichtigste überhaupt. Sie brauchen viel, viel Liebe, diese Verletzten. Nichts heilt so gründlich wie das Bewußtsein: Ich habe eine Frau, die mich trotzdem liebt. Ich bin ein Mensch geblieben!"

„Und wann kann ich ihn sehen?"

„Ich werde es Ihnen schreiben." Dr. Mainetti half Ursula, aufzustehen. „Und jetzt gehen wir erst einmal ins Haus, und ich schmiere Ihnen Salbe aufs Gesicht. Und dann müssen Sie Geduld haben. Viel, viel Geduld!"

Ursula Schwabe senkte den Kopf und nickte. „Aber warum darf *sie* ihn sehen, seine Mutter?"

„In einem solchen Unglück wird der stärkste Mann wieder zum Kind. Und nach wem ruft ein Kind, wenn es in Not ist?"

Ursula Schwabe lehnte den Kopf an die Schulter Dr. Mainettis.

„Grüßen Sie Erich von mir", weinte sie und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. „Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe . . . ganz gleich, wie er aussieht . . . sagen Sie ihm, daß ich warten werde, und wenn es Jahre dauert . . . Sagen Sie ihm, daß ich . . . daß ich . . ." Die Worte erstickten in Schluchzen. Sie drückte den Kopf an die Ärztin und ließ sich aus dem Zimmer führen wie ein hilfloses Kind.

Draußen wartete der Unteroffizier und kaute an der Unterlippe. „Wer war der Lump?" fragte er, als Dr. Mainetti mit Ursula an ihm vorbeiging. „Ich brech' dem alle Knochen . . ."

„Ihr Männer habt immer nur eins in eurem hohlen Kopf!" schnauzte Dr. Mainetti. „Geh'n Sie in Ihren Wachraum und halten Sie den Mund! Verstanden?"

„Jawoll!" brüllte der Unteroffizier und rannte mit rotem Kopf zurück in die Wachstube.

★

„Ich muß leider stören", sagte Dr. Mainetti und zog die Tür hinter sich zu.

Auf dem Bett saßen Erich Schwabe und seine Mutter. Sie hielten sich an den Händen und waren glücklich. Eine riesige Mauer, die den Himmel vor Schwabe versperrt hatte, war eingerissen worden. Nun war es ihm, als säße er in der vollen Sonne. Es gibt eine Zukunft, dachte er immer wieder. Mutter hat es mir gesagt . . . es ist alles halb so schlimm. Sie war nicht entsetzt, sie hat sich nicht geekelt. Vielleicht war es ein falsches Bild, das ich im Spiegel des Wassers gesehen habe. Ein verzerrtes Bild, so wie man es auf den Jahrmärkten in den Juxspiegeln sieht.

Es war eine Hoffnung und ein neuer Glaube, die ihn stark und mutig machten. „Das nächste Mal bringst du Ursula mit!" hatte er gerade gesagt, bevor Dr. Mainetti ins Zimmer trat. Und Frau Hedwig Schwabe hatte genickt, seine Hände gestreichelt und mit mühsam fester Stimme geantwortet: „Ganz bestimmt, mein Junge. Ursula wird sich wundern, warum du so ängstlich warst." Und sie wußte genau, daß sie log, und daß Ursula nicht die Stärke haben würde, dieses Gesicht anzusehen oder gar zu küssen.

„Sie haben meinen Jungen gut gepflegt, Frau Doktor!" sagte Frau Schwabe und streichelte Erichs Hände. „Bestimmt hat er drei Pfund zugenommen. Ich bin ja so froh, daß es ihm gut geht . . ."

Dr. Mainetti nickte. Sie blickte in die mit Leukoplast verpflasterte Fratze Schwabes und lächelte sogar.

„Und welche Angst er vor dem heutigen Tag gehabt hat!" sagte sie.

„Er ist eben doch immer noch ein dummer Junge." Frau Schwabe erhob sich. Sie sah in dem Blick Dr. Mainettis, daß die Besuchszeit vorbei war. Und sie las auch daraus, daß die Ärztin mit Ursula gesprochen hatte.

„Willst du schon gehen?" sagte Erich Schwabe. Es war ein kehliges, kaum verständliches Röhren, aber Frau Schwabe verstand es, als spräche er mit wunderbarer, klarer Stimme.

„Ich komme ja wieder, mein Junge." Sie strich mit den Fingern über sein blondes Haar und wuschelte es durcheinander. Die Haare sind ihm geblieben, dachte sie. Und wie widerborstig sie sind. Schon als kleiner Junge war es unmöglich, ihm einen vernünftigen Haarschnitt beizubringen. Wie ein Pinsel sah er immer aus. „Ich bleibe eine Woche in Bernegg, und jeden Tag komme ich dich eine Stunde besuchen . . . wenn es die Frau Doktor erlaubt . . ."

„Aber natürlich . . ."

Erich Schwabes Augen leuchteten. Es war für andere Menschen die einzige Möglichkeit, in diesem weggeschabten und verpflasterten Gesicht einen Ausdruck der Freude zu bemerken.

„Laß Ursula nachkommen. Bitte Mutter . . ." sagte er.

„Das nächstemal, mein Junge." Frau Hedwig Schwabe stieß hinter dem Rükken Erichs die Tasche mit dem Kuchen und der Schmierwurst tief unters Bett. „Jetzt bin erst einmal ich da . . . Und nun sei brav und tu alles, was man dir sagt . . ."

Erich Schwabes Augen lächelten. „Ja, Mutter", sagte er leise. „Es ist ja so schön, daß du da bist."

Dr. Mainetti sah aus dem Fenster, während Frau Schwabe noch einmal das zerstörte Gesicht des Sohnes küßte. Es kostete sie keine Überwindung mehr. Es ist mein Kind, dachte sie. Mein Fleisch und Blut. Was man ihm angetan hat, hat man auch mir angetan.

„Mein lieber, lieber Junge", sagte sie zärtlich und küßte Erichs Augen. „Bis morgen! Ich werde Ursula sofort schreiben, wie gut es dir geht."

Es klopfte. Schwester Dora Graff kam herein, um Erich Schwabe abzuholen.

„Ich werde ihr auch schreiben, Mutter." Schwabe lehnte den Kopf auf die Schulter der Mutter. „Und dankeschön, Mutter . . . für alles, für alles . . . Ich bin jetzt so froh."

Er riß sich los, und ohne sich noch einmal umzublicken, verließ er mit Dora Graff das Zimmer.

Als die Tür hinter ihm zuklappte, vernahm Dr. Mainetti hinter sich einen tiefen Seufzer. Ehe sie zuspringen konnte, sank Frau Schwabe auf das Bett und drückte den weißhaarigen Kopf in die Kissen.

„Erich!" schrie sie in das Kissen. „Mein Junge! Mein Junge!"

Dann weinte sie, endlich befreit von allem Zwang, dem sie sich zwei Stunden

gebeugt hatte. Nun fand das Grauen auch zu ihr, und ihr war, als zerreiße es ihr das Herz.

Dr. Mainetti ließ sie weinen. Sie setzte sich sacht neben sie auf das Bett und wartete, bis die alte Frau den Kopf hob.

„Sie waren unendlich tapfer", sagte sie.

Frau Schwabe schüttelte den Kopf. „Glauben Sie, daß er nichts gemerkt hat?" schluchzte sie.

„Bestimmt nicht. Sie haben mehr zu seiner Heilung beigetragen als hundert Medikamente."

„Wird er ... wird er jemals wieder ein Gesicht bekommen, Frau Doktor?"

„Ja. Wir werden alles versuchen. Haben Sie ein gutes Foto von Ihrem Sohn? Wir wollen uns bemühen, sein Gesicht so ähnlich wie möglich wieder herzustellen."

Frau Schwabe trocknete ihre Tränen ab. Ein Gedanke nahm jetzt von ihr Besitz, der ihre ganze mütterliche Kampfbereitschaft aufrief und keinen Platz für Trauer oder Entsetzen ließ.

„Was wird Ursula, seine Frau, sagen, wenn sie ihn so sieht?" fragte sie. „Was soll ich ihr sagen, Frau Doktor?"

„Die Wahrheit. Ich habe mit der kleinen Frau gesprochen. Während wir dachten, sie sitzt sicher in der Wachstube, ist sie spazierengegangen und hat einige der Gesichtsverletzten durch Zufall gesehen. Sie hat sich besser benommen, als ich erwartet habe. Sie will ihren Mann sehen ..."

„So nicht!" Frau Schwabe hob beide Hände. „Ich lasse das nicht zu, Frau Doktor!"

„Sie will warten. Vielleicht in zwei oder drei Monaten wird es möglich sein." Dr. Mainetti legte die Hände zusammen. „Sie haben jetzt zwei große Aufgaben, Frau Schwabe. Sie müssen Ihrem Sohn die Zukunft schenken, indem Sie ihn belügen. Und Sie müssen auf Ihre Schwiegertochter achtgeben, daß sie an diese Zukunft ebenso fest glaubt wie Ihr Sohn. Es wird nicht leicht sein, ich kenne das aus vielen Fällen. Für Sie bleibt Erich immer Ihr Kind ... aber die kleine Frau wird sich nächtelang den Kopf zergrübeln, ob es möglich ist, mit einem Mann ohne Gesicht für immer zusammen zu leben. Sie ist noch jung, ihr Leben als Frau hat eben erst begonnen. Es wird für sie unendlich schwerer sein als für Sie als Mutter, sich an einen Anblick zu gewöhnen, der einem ständig einen Stich ins Herz gibt. Sie werden eine schwere Aufgabe haben ..."

„Ich weiß." Frau Schwabe holte die Tasche unter dem Bett hervor und packte sie aus. Den Kuchen, die Wurst, die Plätzchen. Abgehungert von den wenigen Lebensmittelmarken, erbettelt von den Nachbarn. „Geben Sie es den Jungen, die wieder richtig kauen können", sagte sie stockend. „Darf ich morgen wiederkommen?"

„Aber natürlich."

„Ich brauche Ursula nichts zu sagen?"

„Nein. Sie weiß alles."

Sie gingen durch die langen Gänge bis zu dem kleinen Wartezimmer neben dem Verbandsraum. Dort wartete Ursula, auf einem Schemel hockend. Ihr Gesicht hatte man mit Salbe beschmiert und über ein paar Stellen klebte ein Pflaster.

Frau Schwabe fragte nicht, was geschehen war. Sie faßte Ursula unter und zog sie mit sich fort. „Komm, Kindchen!" sagte sie nur. „Wir bleiben noch eine Woche in Bernegg."

„Was macht ... wie geht es Erich?" stammelte Ursula. Ihre Fingernägel gruben sich in Frau Schwabes Arm. „Wie sieht er aus?"

„Gut ..."

„Gut?"

„Er hat drei Pfund zugenommen."

Fortsetzung übernächste Seite

REVUE Horoskop

Vom 23. Juli bis 29. Juli 1962

WIDDER: 21. 3. — 20. 4.

21.—31. III. Beruflich sind Sie nicht ganz bei der Sache. Es fällt Ihnen schwer, sich zu konzentrieren. Andere Dinge stehen im Vordergrund. Die Abreise einer Person, an der Ihnen viel gelegen ist, beunruhigt Sie sehr.

1.—10. IV. Kontaktlosigkeit und Unentschlossenheit machen es Ihnen schwer, die richtigen Verbindungen herzustellen. Ihre Gedanken beschäftigen sich mit privaten Dingen, denen Sie eine neue Wendung geben möchten.

11.—20. IV. Nun beginnen die Hindernisse, die sich Ihren Bestrebungen entgegenstellten zu weichen. Uranus bringt Ihnen erfolgreiche, glückliche Reisen.

STIER: 21. 4. — 20. 5.

21.—30. IV. Alte Differenzen sollten nun endgültig vergessen sein. Glückliche Tage stehen bevor. Öffnen Sie die Augen für die guten Möglichkeiten. Persönliche Erfolge werden Ihre Stimmung positiv beeinflussen.

1.—10. V. Mit dem Glücksplaneten Jupiter in Ihrem Zeichen kündigen sich aussichtsreiche und harmonische Tage an. Reisen und wichtige Auslandsbeziehungen, Wichtige Freundschaften mit einflußreichen Personen.

11.—20. V. Plötzlich am Horizont aufziehende Gewitterwolken brauchen Sie nicht zu erschrekken; sie werden sich verziehen! Schöne Tage von Freitag bis Sonntag.

ZWILLINGE: 21. 5. — 21. 6.

21.—31. V. Erfolgreiche Zeitspanne für produktives geistiges Schaffen. Energie und Tatkraft. Doch verstärkt ein kritischer Venusaspekt Aggressivität und Streitlust, sodaß es zu Differenzen kommen kann.

1.—10. VI. Indolenz könnte Sie zu Fehldispositionen verleiten. Nehmen Sie keine überhebliche Haltung ein, und seien Sie diplomatisch mit Behörden und in Rechtssachen.

11.—21. VI. Glänzende Einfälle und Ideen. Erfolg für künstlerisch und geistig Schaffende. Unerwartete Lösung finanzieller Probleme. Interessante Bekanntschaften mit Ausländern. Förderung einer Herzensbindung.

KREBS: 22. 6. — 22. 7.

22. VI.—2. VII. Sie können mit dem guten Einfluß Merkurs rechnen, der alle Ihre Unternehmungen begünstigt. Überall finden Sie offene Türen. Eine heimliche Liebesbeziehung bringt Ihnen Glück und frohe Stunden.

3.—13. VII. Günstiger Zeitpunkt für Veränderungen, Umstellungen und Reisen. Protektion durch einflußreiche Personen. Private Probleme finden eine gute Lösung

14.—22. VII. Eine heitere Woche mit kleinen Überraschungen, Liebes- und Freundschaftsbeweisen. Beste Erfolgsaussichten. Bewahren Sie sich Ihre positive Einstellung und bekämpfen Sie jede Neigung zu Depression.

LÖWE: 23. 7. — 23. 8.

23. VII.—2. VIII. Schaffenskraft und Leistungsfähigkeit. Gute Beziehungen zu Mitarbeitern führen zu ausgezeichneten Arbeitsresultaten. In anderer Hinsicht fordert ein hemmender Saturneinfluß Verständnis und Zurückhaltung.

3.—13. VIII. Es taucht eine verlockende Möglichkeit auf. Doch sollten Sie nicht achtlos über Bedenken hinweggehen. Lassen Sie sich Zeit; die nächsten Tage werden zeigen, ob die Sache der Mühe wert ist.

14.—23. VIII. Es kann zu plötzlichen, unvorhergesehenen Wendungen kommen. Treffen Sie keine übereilten Entscheidungen. Beruflich eine finanzielle Verbesserung.

JUNGFRAU: 24. 8. — 23. 9.

24. VIII.—3. IX. Widerspruchsvolle Einflüsse beherrschen die Woche. Einerseits sehnen Sie sich nach Harmonie und innerer Ausgeglichenheit, andererseits neigen Sie zu Unvorsichtigkeiten, die zu Fehlschlägen und Verlusten führen könnten.

3.—13. IX. Scharfer, kritischer Intellekt, gute Arbeitsleistung, Ideenreichtum. Viele, besonders jüngere Freunde. Phantasie und künstlerische Talente.

14.—23. IX. Gute Freunde und Teilhaber. In erster Linie haben Sie selbst es in der Hand, diese Woche durch Liebenswürdigkeit und Charme zu einem beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg zu machen.

WAAGE: 24. 9. — 23. 10.

24. IX.—3. X. Sie sind vielbeschäftigt und fühlen sich voll Energie und Unternehmungslust. Im Vordergrund steht eine größere Reise. In Herzensdingen eine harmonische Zeit.

4.—13. X. Sie sollten sich mehr von nüchternen kaufmännischen Überlegungen leiten lassen, um kleine Verluste zu vermeiden. Lassen Sie sich nicht in Unternehmungen ein, die Sie nicht vollkommen übersehen.

14.—23. X. Vorteilhafte Auslandsbeziehungen und Anknüpfungen. Ein rascher Entschluß wird von Nutzen sein. Zusammentreffen mit sympathischen Menschen bringen angenehme Überraschungen. Sie haben gute Freunde.

SKORPION: 24.10.—22.11.

24. X.—2. XI. Statt kleinen Ärgers im eigenen Heim sollten Sie den Grundsatz beherzigen: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Warum sich mit Nichtigkeiten belasten, wenn Venus es so gut mit Ihnen meint!

3.—13. XI. Neue Pläne und neue Interessen. Berufliche und finanzielle Erfolge. Glücksumstände erleichtern Ihre Vorhaben. Neue wichtige Beziehungen können angebahnt werden.

14.—22. XI. Lassen Sie sich durch kleine Unannehmlichkeiten die Laune nicht verderben. Prüfen Sie Ihre Informationen genau, und Sie werden sehen, daß Sie die Hälfte davon glatt abstreichen können.

SCHÜTZE: 23. 11. — 21. 12.

23. XI.— 3. XII. Ihre Erfolge liegen in der Fortsetzung begonnener Arbeiten und in Ihrer Ausdauer, Versuchen Sie, möglichst nicht in den Gang der Ereignisse einzugreifen.

4.—13. XII. Diese Woche verlangt Zurückhaltung und Diplomatie. Sie neigen zu Selbstüberschätzung und können sich schwer vorstellen, daß man vielleicht auch ohne Sie auskommt. Gute Freunde bieten ihre Hilfe an.

14.—21. XII. Reisen können schicksalhafte Bedeutung gewinnen. Nicht ungeduldig werden, wenn Sie bis zur Erlangung einer Bestätigung noch etwas warten müssen. Sie werden Ihr Ziel rascher erreichen als Sie denken.

STEINBOCK: 22.12.—20.1.

22. XII.—1. I. Erfolgreiche, vergnügte Reisen Hilfe durch Verwandte. Äußerst günstige Lösung juristischer Fragen. Sie sind aufgeschlossen und den angenehmen Seiten des Lebens zugeneigt Gute Nachrichten!

2.—11. I. Stärkung des persönlichen Einflusses Doch geht diese Woche nicht ohne Diskussionen mit Ihren Mitarbeitern ab. Entscheidungen wirtschaftlichen Charakters sollten hinausgeschoben werden.

12.—20. I. Es kann zu kleinen Auseinandersetzungen mit nahestehenden Personen kommen. Doch sorgt ein guter Mondeinfluß dafür, daß die Harmonie rasch wiederhergestellt wird.

WASSERMANN: 21. 1. — 18. 2.

21.—31. I. Sie haben nun den toten Punkt überwunden; ein guter Mars stärkt Ihre Energien. Sie haben Glück in allen Dingen, die eigener Initiative entspringen und besondere Tatkraft und Entschlossenheit erfordern.

1.—11. II. Lassen Sie sich nicht auf unsichere geschäftliche Unternehmungen ein, auch wenn sie noch so verlockend aussehen sollten. Ein schönes Wochenende bringt Herzensfreuden.

12.—18. II. Sie stehen vor einer günstigen beruflichen Veränderung, werden aber vorher noch eine Gegnerschaft zu überwinden haben. Hüten Sie sich, in heftige Diskussionen einzugehen. In der Liebe eine Überraschung.

FISCHE: 19. 2. — 20. 3.

19. II.—1. III. Unentschlossenheit in Fragen, die Heim und Wohnsitz betreffen. Sie sind nervös und lassen sich leicht aus dem Gleichgewicht bringen Sorgen Sie jetzt durch Erholung für innere Ruhe

2.—11. III. Berufliche und finanzielle Erfolge. Wirtschaftlich zeigt sich eine aufsteigende Linie. Ein guter Neptunaspekt führt Sie mit Menschen gleicher geistiger Haltung zusammen und bringt Ihnen Anerkennung.

12.—20. III. Weiterhin gute Chancen. Es eröffnen sich neue Möglichkeiten auf beruflichem Gebiet Sie haben jetzt Zeit zu prüfen, ob Sie nicht bestimmte Fähigkeiten nutzbringender anwenden könnten. Glück in der Liebe.

Die Glückspilze dieser Woche:

KREBS

Merkur begünstigt in dieser Woche alle Ihre Unternehmungen. Überall finden Sie offene Türen. Viel Glück und frohe Stunden!



LÖWE

Sie erreichen jetzt ausgezeichnete Arbeitsergebnisse durch Ihre guten Beziehungen zu Ihren Mitarbeitern. Finanzielle Erfolge.



STEINBOCK

Gute Nachrichten erwarten Sie. Ihr persönlicher Einfluß wird gestärkt. Juristische Fragen lassen sich jetzt äußerst günstig lösen.



WASSERMANN

Ein guter Marseinfluß stärkt Ihre Energie. Sie haben Glück in allen Dingen, die besondere Tatkraft und Entschlossenheit verlangen.

Das geschenkte Gesicht

Fortsetzung von Seite 49

„Aber sein Gesicht, Mutter . . ."

„Ach was!" Frau Schwabe schüttelte energisch den Kopf. „Es wird viel zuviel darüber geredet! Natürlich sieht es nicht schön aus, die Frau Doktor hat es dir ja gesagt. Aber in ein paar Monaten ist alles wieder gut!"

Ursula Schwabe schwieg. Sie dachte an die Männer, die sie über die Mauer hinweg gesehen hatte. Fratzen wie aus wilden Fieberträumen geboren. Sie wußte, daß die Schwiegermutter sie belog. Jetzt wußte sie es genau. Aber sie nahm es ihr nicht übel. Vielleicht würde ich sie auch belogen haben, wenn ich Erich zuerst gesehen hätte, dachte sie. Und sie schloß die Augen und sah Erichs Gesicht vor sich: Ein fröhliches, lachendes Gesicht mit wirren blonden Haaren und einem männlichen, ein wenig sinnlichen Mund. Und dann zog eine Wolke über das lachende Gesicht, und als die Wolke sich verflüchtigte, war es ein Kopf ohne Konturen, der zurückblieb: Augen, nur die Augen inmitten einer narbigen, roten, zerrissenen Fläche. Und darüber die wirren blonden Haare —

Vor dem Schloß brach Ursula ohnmächtig zusammen und hing am Arm Frau Schwabes. Ein Kübelwagen der Wehrmacht brachte sie hinunter zum Ort Bernegg, wo man die Ohnmächtige in das Gasthofzimmer trug und der alte Landarzt ihr eine herzstärkende Injektion gab.

Erich Schwabe saß unterdessen glücklich auf seinem Zimmer und schrieb einen Brief an seine Frau.

„Liebste Uschi!" schrieb er.

„Mutter war hier, und sie wird Dir erzählen, wie es mir geht. Ich hatte solche Angst, Dich zuerst zu sehen . . . bitte, verzeih mir. Aber jetzt, wo Mutter sagt, daß alles halb so schlimm ist, sollst Du kommen. Nun will ich Dich sehen und auch von Dir hören, daß Du mich immer lieben wirst . . ."

Dann sah er zufrieden aus dem Fenster. Unten, im Tal, unterbrochen durch die Baumkronen, sah er die Dächer von Bernegg. Auch das Dach des Gasthofes, in dem Ursula Schwabe gerade ihre herzstärkende Injektion erhielt.

★

Zwei Tage vor Weihnachten wurde ein neuer Patient eingeliefert. Dr. Mainetti, die an diesem Abend Arzt vom Dienst war, wurde aus ihrem Zimmer zur Aufnahme gerufen. Im Kleinen Verbandsraum saß ein junger Soldat auf einem Hocker. Neben ihm stand ein zweiter Soldat mit verkniffenem Gesicht, in der Faust ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett.

Er sah verwundert auf die Ärztin, die in den Raum trat und ihn wie ein Feldwebel musterte. Dann wandte sich Dr. Mainetti dem Jungen zu. Er hatte eine Kieferklemme im Mund und sah mit einem fast hündisch flehenden Blick zu ihr auf, nackte Angst in den Augen.

Der Schreibstuben-Sanitäter, der die Aufnahme eintragen mußte, saß an einem kleinen Tisch am Fenster. Er kannte Dr. Mainetti seit zwei Jahren. Er schwieg, während sich der Mann mit dem Bajonett räusperte und, den Blick zu ihm gewandt, mit einer Kopfbewegung auf die Ärztin wies.

„Sie brauchen gar nicht wie ein Asthmatiker zu röcheln!" sagte Dr. Mainetti laut. Sie begann das Kinn des jungen Soldaten abzutasten. Dabei bemerkte sie, daß der Junge eine Uniform ohne Schulterstücke trug. Sie war alt, zerschlissen und am Kragen durch Blutspritzer befleckt.

„Im übrigen — was machen Sie hier im Behandlungszimmer?" fragte Dr. Mai-

Das geschenkte Gesicht

netti den Begleitsoldaten. „Sie haben vor der Tür zu warten!"

„Irrtum!" Der Mann mit dem Bajonett grinste breit. „Ich bleibe hier! Ich muß bei der Behandlung dabei sein."

„Raus!" schrie Dr. Mainetti. „Und zwar flott!"

„Ich habe den Befehl von meinem Kompaniechef!" Der Wachtmann blieb stehen und senkte wie ein Stier den Kopf.

„Ihr Kompaniechef geht mich einen Dreck an! Hier bin ich der Chef! Wenn Sie nicht sofort gehen, lasse ich Sie hinauswerfen!"

„Na so was! Ein Weib, das wild wird!" Der Soldat wandte sich an den Sanitäter, der still an seinem Tisch saß. „Kumpel! Hol mir mal den wachhabenden Arzt! Dem werd' ich was flüstern!"

„Sofort!"

Mit einem Satz sprang der Sanitäter auf, stand vor Dr. Mainetti stramm und meldete: „Frau Doktor ... da ist jemand, der möchte den diensthabenden Arzt sprechen! Er möchte sich bei ihm beschweren!"

„Himmel, Arsch und Zwirn!" machte der Mann mit dem Bajonett. Dann zog er das Gewehr an und stand ebenfalls stramm. „Melde Einlieferung eines Soldaten vom Strafbataillon zu fachärztlicher Behandlung. Ich habe den Befehl, den Mann ..."

„Wer hier befiehlt, ist wohl klar, was?" Dr. Mainetti zeigte auf die Tür. Der Blick des Soldaten ging an dem ausgestreckten Arm entlang, in seinem Gesicht zuckte es. „Raus! Und zwar mit hurra! Und was mit dem Mann geschieht, bestimme ich und nicht ihr Kompaniechef, verstanden?"

„Ich ..."

„Raus!" brüllte Lisa Mainetti. Der Wachtsoldat zuckte zusammen, nahm sein Gewehr unter den Arm und verließ das Behandlungszimmer. Draußen auf dem Flur blieb er vor der Tür stehen, wie eine Schildwache.

Der junge Soldat mit dem schiefstehenden Kiefer sah Lisa dankbar an. In seine Augen traten plötzlich Tränen, er streckte die Hände aus, als suche er Hilfe. Dr. Mainetti tastete noch einmal vorsichtig den Kiefer ab. Sie stellte fest, daß hier kein totaler Bruch vorlag. Der Unterkiefer links war nur aus dem Gelenk gesprungen und der äußere Prozessus war angebrochen. Ein Bluterguß war nicht mehr vorhanden, das Öffnen des Mundes war nur bis zu zwei Fingerbreiten möglich.

Dr. Mainetti richtete sich auf.

„Sie sind in einem Strafbataillon?" fragte sie und winkte dem Sanitäter. „Evipan und Gipsbinde", rief sie ihm zu.

Der Junge nickte.

„Und warum?"

„Ich habe den Urlaub überschritten. Nur drei Tage, nicht mehr." Er weinte jetzt und lehnte den Kopf zurück an die Wand. „Ich war in Urlaub, und meine Mutter hatte Grippe. Ganz fürchterlich hat sie gehustet. Und am letzten Tag war Fliegeralarm, wir mußten in den kalten Keller. Da ist es schlimmer geworden mit ihr, sie hat Fieber bekommen, 40,5, Frau Doktor. Da bin ich drei Tage länger geblieben, um sie zu pflegen. Kein Krankenhaus wollte sie aufnehmen, alles war voll von den Bombenverletzten. Dann bin ich zurück zur Truppe, als das Fieber vorbei war. Und dort haben sie mich verurteilt. Wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe — zuerst zum Tode — dann hat es mein Kommandeur umgewandelt, weil ich doch vorher noch nie etwas ... Strafbataillon." Das Gesicht des Jungen verzerrte sich vor nackter Angst. „Aber ich wollte doch nur meiner Mutter helfen. Niemand hat ihr doch beigestanden! Und nun ... nun ... keiner glaubt mir ... keiner ..."

Dr. Mainetti wusch sich die Hände. Das ist unmöglich, dachte sie. Diese Verletzung ist keine Kriegsverletzung. Zusammengeschlagen hat man den Jungen, einfach zusammengetrommelt mit den Fäusten. Sie unterbrach ihre Waschung und klinkte mit den nassen Händen die Tür auf. Der Wachmann stand vor dem Behandlungsraum. Als er Lisa sah, wurde er rot im Gesicht und kniff die Lippen zusammen.

„Warum ist der Mann im Strafbataillon?" rief Dr. Mainetti.

„Weiß ich nicht!" brummte der Wachsoldat.

„Und woher hat er den Kieferbruch?"

„Weiß ich nicht."

„Gehen Sie zurück zu Ihrem Kommandeur und sagen Sie ihm, daß der Mann hier bleibt! Ich muß den Bruch einrichten und schienen. Ein schriftlicher Bericht wird nachgereicht."

„Das geht nicht." Der Wachmann trat einen Schritt auf Dr. Mainetti zu. „Ich muß ihn wieder mit zurückbringen."

„Die Schnauze müssen Sie halten!" schrie Lisa. „Gehen Sie aufs Geschäftszimmer und warten Sie auf einen Aufnahmeschein! Und dann raus hier!"

Sie knallte die Tür zu und ging zurück zum Waschbecken.

Im Flur stand der Wachsoldat unschlüssig herum.

So traf ihn Dr. Urban, der auf seinem Zimmer aus der Lektüre der neuen Nummer des „Reich" durch Lisas Stimme aufgeschreckt worden war und nun zum Verbandszimmer kam.

„Was ist denn hier los?" fragte er. Er sah das aufgepflanzte Bajonett und stieß einen kurzen Pfiff aus. „Was machen Sie denn hier? Haben Sie einen gebracht? Kommen Sie mit auf mein Zimmer und berichten Sie mir."

Während Lisa Mainetti nach der Evipaninjektion den Kiefer des Jungen mit einem Gipsverband einrichtete und fixierte und ihn dann auf ihre Station bringen ließ, berichtete der Wachsoldat über seinen Auftritt mit ihr.

„Tun Sie alles, was sie Ihnen gesagt hat", sagte Dr. Urban zufrieden. „Und erzählen Sie Ihrem Kommandeur alles. Das saubere Früchtchen werde ich selbst im Auge behalten. Abhauen und dann große Bogen spucken. Ich werde das schon regeln."

Dr. Mainetti schrubbte sich noch den Gips von den Händen, als Dr. Urban lächelnd eintrat und sich neben das Waschbecken stellte.

„Ich nehme an, der junge Mann hat einen solch komplizierten Bruch, daß er einige Monate im Lazarett bleiben muß", sagte er gehässig. „Wie ich höre, ist er auch auf Ihrer Station. Wissen Sie eigentlich, was auf Wehrkraftzersetzung steht?"

Dr. Mainetti nickte. „Sicherlich weiß ich das. Ich weiß auch, was auf Diebstahl von Morphium aus der Lazarettapotheke steht."

„Damit schrecken Sie mich nicht mehr, Kollega. Ich weiß, warum Sie den Strafsoldaten behalten. Unter dem Mantel des ärztlichen Gewissens leisten Sie passiven Widerstand gegen den Führer und den Endsieg!"

Lisa Mainetti schwieg. Sie sah Dr. Urban mit einem raschen kalten Blick an und verließ, wobei sie einen Bogen um ihn machte, den Verbandsraum. Durch die offene Tür sah ihr der Oberarzt nach, wie sie mit tropfenden Händen über den langen Flur zum Zimmer des Chefarztes ging.

Natürlich, dachte er. Jetzt sucht sie sich Rückendeckung. Alles eine Bande! Hochnäsig und sicher, daß wir den Krieg verlieren. An die Wand sollte man sie stellen!

Er blieb mit gesenktem Kopf im Behandlungszimmer stehen, während hin-

ter ihm der Sanitäter die flachen Gipsschalen auswusch. Man trifft sie am besten, dachte Dr. Urban, wenn man ihr ihre Lieblinge nimmt. In jedem Zimmer liegen welche herum, die man längst entlassen könnte und die sie festhält, um sie der Front zu entziehen. Nur eine Meldung brauchte man zu machen. Einen kleinen Schrieb: Seht euch mal das Lazarett Bernegg an. Dort liegen Kerle herum, die manche Frontlücke füllen könnten ...

Ein schwerer Schlag würde es sein. Und dabei hätte man doch nichts getan als seine simple vaterländische Pflicht.

✶

Die Stube B/14 hatte sich an den Anblick Erich Schwabes gewöhnt. So etwas geht schnell unter Männern, die alle das gleiche Leid tragen. Schon nach dem ersten Besuch seiner Mutter war Schwabe auch aufgeschlossener geworden; er saß jetzt öfter mit am Tisch und spielte Skat oder Schach oder mit dem „Wastl-Pascha" eine Partie Mensch-ärgere-dich-nicht, die er immer gewann.

Die nach dem Weggang ihrer einstigen Attraktion, des Mannes mit der „Frauenbrust" am Kinn, ihrer Berühmtheit beraubte Stube 14 hatte eine neue, wenn auch wesentlich stillere Sensation bekommen: Der Unteroffizier Kaspar Bloch war zu ihnen gekommen.

Bloch war ein hochaufgeschossener, schwarzhaariger Junge, dem ein Granatsplitter das rechte Jochbein zerschlagen und das Ohr abgesäbelt hatte. Seine

Fortsetzung übernächste Seite



Wissen ist Gold wert
pures 24-karätiges Gold

Gold-Quiz (82)

REVUE
Gold-Quiz (82)
8 München 9

In diesem Spiel werden in jeder REVUE drei Preisfragen gestellt, eine leichte — sie heißt QUIZ, eine mittelschwere — QUIZZER, und eine sehr schwere — AM QUIZZESTEN.

Jede Woche können Sie gewinnen:

Für QUIZ 1 Goldbarren von 10 Gramm ● Für QUIZZER 1 Goldbarren von 20 Gramm ● Für AM QUIZZESTEN 1 Goldbarren von 50 Gramm ● Außerdem noch 50 wertvolle Bücher

Jede richtig beantwortete Frage kann Ihnen einen Gewinn bringen, und Sie können sich entscheiden, welche Frage Sie beantworten wollen. Selbstverständlich steht es Ihnen frei, auch zwei oder alle drei Fragen zu lösen.

Dann schreiben Sie Ihre Lösungen auf die Rückseite einer Postkarte, die Sie genauso adressieren, wie Sie es links abgebildet sehen.

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, werden die Gewinne ausgelost. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Erwerb der REVUE zur Teilnahme ist nicht erforderlich. Gewinnern aus dem Ausland wird der Gegenwert in Geld ausgezahlt.

Einsendeschluß für REVUE-Gold-Quiz (82) ist der 30. Juli. Lösungen und Namen der Preisträger erscheinen in REVUE Nr. 33 vom 19. August 1962.

Im REVUE-Gold-Quiz Nr. 78 gewannen durch Auslosung: für QUIZ: 1 Goldbarren von 10 Gramm: Rich. Fr. Wenzel, Mannheim, Stamitzstr. 6/II — für QUIZZER: 1 Goldbarren von 20 Gramm: Gerda Krüger, Berlin W 30, Kalckreuthstraße 18 — für AM QUIZZESTEN: 1 Goldbarren von 50 Gramm: Anita Gesse, Hann. Münden, Zimmerbreite 6

Richtige Lösung: für QUIZ: Er rollt sich ein, für QUIZZER Steinbock, für AM QUIZZESTEN: Keiler.

Quiz
(die leichte Frage)

Friedrich Ebert, ursprünglich Sattler, 1871—1925, kam in seiner politischen Laufbahn zu höchsten Ehren.

WELCHES AMT NAHM ER ZULETZT EIN?

Quizzer
(die mittelschwere Frage)

Nicht nur als Außen- und Premierminister, sondern auch wegen seiner eleganten Erscheinung war dieser englische Staatsmann sehr berühmt.

WIE IST SEIN NAME?



am Quizzesten
(die schwere Frage)

General de Gaulle wurde 1958 französischer Ministerpräsident und 1959 Präsident der Republik.

IST GENERAL DE GAULLE ETWAS MEHR ALS 60, 70 ODER 80 JAHRE?



Schreiben Sie Ihre Lösungen nur auf eine Postkarte, auch wenn Sie zwei oder drei Fragen beantworten!



LILO AUREDEN

Das schmeckt so gut in der Bretagne

Armorica nennen die Bretonen in uralter Sprache ihre Heimat, Frankreichs größte Halbinsel. Über 1000 Kilometer lang ist die von Sturm und Brandung zerrissene Granitküste mit tausend Buchten, mit Klippen und Inseln. Dahinter liegt weiter Wald und weite Heide. Kein Wunder, daß die Bretagne das Urlaubs-Paradies der Franzosen ist, die von dem demimondainen Fremden-Rummel der Cote d'Azur weniger entzückt sind. Hier kann der Mensch noch in Ruhe die Ferienwochen auskosten und die Spezialitäten genießen.

Andern in die Töpfe geguckt

Sauce Nantaise

Vier kleine feingehackte Zwiebeln mit einem Glas Weißwein und 2 Eßlöffeln Weinessig auf kleinem Feuer weich dünsten, zu Mus rühren. Mit weißem Pfeffer und Salz nach Geschmack würzen. Feuer aus. Butterflöckchen hinzufügen, schaumig schlagen. Zu gedünstetem Heilbutt, Steinbutt, Makrelen oder Seezungen servieren.

Bretonische Seezunge

Ein Sonntagsessen für Leckermäuler. Vier bis sechs Seezungen-Filets in eine gebutterte feuerfeste Form legen, mit Weinessig und Muscadet (Muskatellerwein) beträufeln. Je eine Tasse in Streifen geschnittenen Lauch, geraspelte Sellerie, frische Champignons mit Butter und einem Glas Weißwein 10—15 Minuten dünsten. Mit Petersilie, Pfeffer und Salz würzen. Feuer aus. Zwei Eidotter mit Sahne verquirlt untermischen, über die Seezungen-Filets füllen. Etwa 10 Minuten dünsten. In der Form servieren.

Hommard à l'armoricaine

Das Meisterrezept der Bretonen, das Festessen und Galatafeln in aller Welt krönt: Den Schwanz eines in kochendem Wasser getöteten Hummer mit der Schale in Stücke hacken, die Scheren abtrennen und anbrechen. Kopf und Leib der Länge nach spalten, das „korallige" Innere auskratzen und für die Sauce bereitstellen. Die Hummerstücke mit gleichviel Olivenöl und Butter bei großer Flamme rasch anbraten, zwei, dreimal wenden. Das Bratfett abgießen, die Stücke mit einem Glas Cognac begießen, anstecken und abbrennen lassen. Eine feingehackte Zwiebel, zwei Tomaten, ein Glas Weißwein hinzufügen, 30 Minuten ziehen lassen. Die Sauce durchseihen, mit etwas Butter und den Hummer-„Korallen" binden, kurz erwärmen. Nochmal durch ein Sieb streichen, auf die Hummerstücke füllen. Mit frischer Petersilie bestreuen.

Bretonische Eier

Weichgekochte weiße Bohnen durch ein Sieb streichen, mit Bratensaft auf kleinem Feuer zu Püree rühren, nach Geschmack mit weißem Pfeffer und Salz würzen. In eine heiße gebutterte Schüssel füllen, mit reichlich feingewiegter frischer Petersilie bestreuen, warm stellen. Frische Eier wachsweich kochen, schälen, der Länge nach halbieren, mit der Schnittfläche nach oben in die Schüssel legen, Eidotter mit gehacktem Schnittlauch bestreuen und gleich servieren.



Sauce Bretonne

Diese pikante Sauce schmeckt vorzüglich zu Bohnen und Hammelkoteletts. Die weiße Hälfte von einer Lauchstange und zwei kleine Zwiebeln in feine Streifen schneiden, gleichviel roh geraspelte Sellerie und gehackte frische Champignons hinzufügen, mit einem eigroßen Stück Butter und einem Glas Weißwein auf kleinem Feuer weich dünsten, zu Mus rühren. Mit weißem Pfeffer und Salz nach Geschmack würzen. Feuer aus. 1/8 Liter halbsteif geschlagene Sahne untermischen und sofort servieren.

Zeichnungen: Hürlimann

Das geschenkte Gesicht

Fortsetzung von Seite 53

rechte Gesichtshälfte sah aus, als sei sie unter einen Dampfhammer geraten. Seit über einem Jahr war er in Behandlung. Zuerst bei den Gesichtschirurgen, dann bei der Psychiatrie, zuletzt in der Abteilung für Hals-, Nasen- und Ohrenkranke. Von dort war er zurückgekommen zu Prof. Dr. Rusch und Dr. Lisa Mainetti, die sein Gesicht soweit wiederhergestellt hatten, daß man es ansehen konnte.

Nur taub war er geblieben, völlig gehörlos. Das war das große Rätsel, das ihn von einer Spezialabteilung in die andere führte. Daß er rechts nichts mehr hören konnte, leuchtete allen Spezialisten ein ... aber wieso er auf dem linken Ohr gehörlos geworden war, dort, wo keinerlei Verletzungen vorlagen, konnte sich keiner erklären.

Dr. Urban, der bei der Rückkehr Kaspar Blochs die Krankenblätter durchlas, sprach das aus, was Dr. Mainetti seit langem im stillen dachte:

„Der Fall ist doch klar!" rief er und warf die Krankengeschichte Blochs auf den Tisch zurück. „Der Lümmel simuliert! Der kann so gut hören wie wir alle! Aber ich garantiere dafür, daß ich ihn überführe! Das wollen wir doch mal sehen!"

So kam Kaspar Bloch auf das Zimmer 14. Der Ruf, ein unangreifbarer Simulant zu sein, lief ihm voraus. Mit Spannung wartete die Stube 14 darauf, wie er sich benehmen würde, wenn der Wastl Feininger einen seiner knalligen Witze losließ. Bei nur einem halbwegs intakten Gehör war es einem unmöglich, nicht die Miene zu verziehen.

Kaspar Bloch bestand die Prüfung. Er saß am Tisch und spielte Schach, als der Wastl begann, ein Erlebnis aus der Sennhütte zu erzählen. Es wurde der deftigste Witz, den die Stube 14 je gehört hatte.

„So ein Saustück!" keuchte Paul Zwerch und hielt sich den Bauch. „Den muß ick vajessen, sonst träum ick davon."

Ruhig lächelnd saß Kaspar Bloch vor seinem Schachbrett und wartete geduldig, bis sich das Lachen seiner Kameraden gelegt hatte. Kein Muskel seines Gesichtes hatte sich verzogen, Fritz Adam hatte es genau beobachtet.

„Der hört wirklich nichts!" sagte er, als es wieder still im Zimmer wurde. „So kann sich kein Mensch beherrschen. Von wegen Simulant ... das ist wieder so eine Mistigkeit von dem Nazi-Urban!"

Am Abend, wenn die Lichter gelöscht waren und die anderen schliefen, lag Kaspar Bloch noch wach und starrte ins Dunkel.

Vierzehn Monate, dachte er, vierzehn Monate habe ich durchgehalten. Und ich werde weiter durchhalten, bis dieser Mist hier vorbei ist.

Manchmal war es fast unmöglich, zu tun, als hörte ich nichts.

Vor allem damals, als sein Vater zu Besuch kam, der Professor der Psychiatrie Dr. Thomas Bloch. Man hatte ihm nicht gesagt, daß sein Sohn das Gehör verloren hatte, und er kam mit ausgestreckten Armen auf seinen Sohn zu und sagte: „Ich soll dich herzlich von Mutter grüßen und dir von ihr diesen Kuß geben!" Und Kaspar Bloch mußte mit fragender Miene dastehen, als habe er nichts verstanden, während sein Herz schrie und die Rührung in ihm hochstieg. Aber er sah die scharf beobachtenden Augen der ihn umstehenden Ärzte und er hob die Schultern, zeigte auf seine Ohren und hätte aufschreien können über den entsetzten Blick seines Vaters, den er betrügen mußte wie alle um sich herum.

Fortsetzung übernächste Seite











Benehmen ist keine Glückssache (8)

In den eigenen vier Wänden

Von Karlheinz Graudenz

Wohnen ist eine Kunst, die gelernt sein will. Aber es ist dies ein durchaus vergnügliches Studium. Gewiß, es erfordert Zeit und Geduld. So muß denn schon ein Weilchen vergehen, ehe eine Wohnung zum gemütlichen Heim wird, das persönliche Atmosphäre ausstrahlt. Es dauert seine Zeit, ehe der Anfänger der Wohnkunst zum Fortgeschrittenen wird. Aber eines Tages ist es dann auch für ihn soweit.

Schon die Diele hat er anheimelnd eingerichtet — ohne großen Aufwand. Ein fröhlich gemusterter Chintz als Wandbespannung hinter der Kleiderablage. Bezogene Kleiderbügel, weil es nicht nur die Gäste, sondern auch deren Mäntel bequem haben sollen. Eine hohe Vase — nicht für Blumen, sondern für Schirme. Nicht Geld, sondern Geschmack, Individualität und liebevoll ordnende Hände haben hier gewaltet. Man ist gespannt, wie die anderen Räume aussehen werden.

Das Wohnzimmer — mehr als zwanzig Quadratmeter wird es kaum haben. Aber es wirkt viel größer. Kleiner Trick: die Zimmermitte wurde frei gelassen. Und der Blick des Gastes fällt zuerst auf den reizvollsten Platz, auf die Sitzecke mit der Couch, mit Büchern dahinter und einem niedrigen Tischchen davor, von dem aus sich sowohl Kognak aus Schwenkschalen als auch Mokka aus zierlichen Tassen höchst gemütlich trinken lassen. Eine indirekt strahlende Stehlampe gibt dem Raum warme, gedämpfte Helligkeit. Irgendwo rankt sich Grünes in die Höhe. Zwei Sessel, farblich auf Vorhänge und Teppich abgestimmt, sehen herrlich bequem aus. Es ist schon so: auf der Ebene gut gepolsterter (Stuhl- oder Sessel-)Sitzflächen lassen sich alle Probleme leichter lösen. Nur Kriegserklärungen werden stehend übermittelt. Hinter einem Holzgitter ist das Radio verschwunden, hinter einem zweiten der Plattenspieler. Einige wenige Bilder an den Wänden, keine schlechten Originale, sondern gute Reproduktionen. Ein Purrmann darunter und ein früher Kokoschka. In einer Zimmerecke an der Wand kein Bild, sondern ein seidener Gebetsteppich, wie ihn Orientalen auf Reisen mit sich führen. Ein Freund brachte ihn aus Isfahan mit, wo er keine zwanzig Mark kostete. Wohin man schaut, kleine Stationen auf dem Weg vom Anfänger zum Fortgeschrittenen.

Diskreter Blick ins Schlafzimmer. Es war wirklich ein modernes Schlafgemach geworden, mit zwei auseinandergestellten Betten, mit einem sehr großen Kleiderschrank, dessen mehrteilige Innenspiegel jederzeit auch die sorgfältige Überwachung der Rückfront ermöglichen, mit ausreichenden Wäschefächern, in denen Ordnung herrscht.

Auf den für ein weibliches Wesen so wichtigen Toilettentisch mußte in den ersten Monaten nach der Hochzeit verzichtet werden. Aber nach der nächsten Gehaltserhöhung wird er Sibylle fragen. Kein Zweifel, daß sie ja sagt. Und dann wird er ihr diese Damenecke vielleicht sogar selbst komponieren: aus einer nierenförmig geschnittenen Tischplatte mit Zwischenfach, bezogen mit einem modernen Kunststoff. Darauf ein Spiegel, umgeben von einem mit gleichem Material verkleideten Holzrahmen. Davor ein in der Mitte geteilter Vorhang, der das Ganze abschließt.

Übrigens hat er den großen Schrank so geschickt gestellt, daß zur Wand hin eine kleine Ecke freibleibt, in der tagsüber der Herrendiener verschwindet, dieses überaus praktische Möbel für die nächtliche Unterbringung des Anzuges und aller Tascheninhalte. Und nachdem Sibylle seine Frau geworden war, zeigte sich, daß auch sie viele weitere hübsche Ideen beisteuerte — etwa die, die Schranktüren mit der Zimmertapete zu verkleiden.

Die Küche — sie einzurichten, war nicht schwer. Da gibt es heute all das, was das Herz einer Hausfrau höher schlagen läßt. Auf kleinem Raum sind an die Stelle von „Wegen" nun „Griffe" getreten.

Einen Lobgesang verdient auch das Bad. Türkisblau mit Strohgelb — Farbpsychologen behaupten, das symbolisiere die Zweiheit Sonne und Wasser. Er hat ihnen geglaubt. Natürlich geht es auch anders. Aber — die Wanne hat nie einen Schmutzrand, weil er sie nach der Benutzung gleich saubermacht. Der Seife sieht man die Benutzungsspuren nie an — er hält sie nach dem Waschen stets kurz unter den Strahl. Die Handtücher, weiße ebenso wie bunte, altern nie. Zahnbürste, Kamm und Haarbürste werden peinlich saubergehalten. Hier wie in der ganzen Wohnung: plötzliches Klingeln an der Tür kann keinen panischen Schrecken auslösen.

Welch Vergnügen für ihn: Hand in Hand mit Sibylle durch die Zimmer gehen, hier nach einem Buch greifen, dort einen Leuchter anzünden, über die Lehne eines hübschen Sessels streichen, eine kleine Porzellanfigur anders stellen. Er ist nicht etwa nervös. Er ist Meister geworden. Er wohnt so gern.

Das geschenkte Gesicht

Fortsetzung von Seite 55

Dreimal hatte Dr. Urban versucht, Kaspar Bloch zu überführen. Es war mißlungen. Sogar das letztemal: Dr. Urban hatte zu einem Sanitäter gesagt, als Bloch an ihnen vorbeiging:

„Ach, da ist ja der Bloch! Michel, überlegen Sie mal, wie man dem armen Jungen beibringen kann, daß man seinen Vater wegen Wehrkraftzersetzung vorgestern verhaftet hat ..."

Kaspar Bloch war nicht zusammengezuckt. Er war weitergegangen, ohne den Bruchteil einer Sekunde im Schritt zu zögern. Erst auf der Toilette hatte er sich gegen die kalten Kacheln gelehnt und sich die Lippen blutig gebissen. Drei Tage lang ging er durch die Hölle der Ungewißheit, drei Nächte lag er wach und grub die Fingernägel in die Handflächen. Dann kam ein Brief von seinem Vater, in dem er schrieb, daß es allen gut gehe. Da löste sich seine Spannung, und er weinte eine ganze Nacht, die Decke an sein Gesicht gedrückt, damit es niemand im Zimmer hörte.

„Der Kerl simuliert *doch!*" sagte Dr. Urban später am Tisch des Chefarztes. „Ich werde schon was finden, was ihn umhaut. Lassen Sie nur erst einmal Weihnachten kommen. Ich habe da so einen Plan ..."

„Ob Sie mich hören können oder nicht", sagte Dr. Lisa Mainetti später zu Kaspar Bloch, „interessiert mich nicht. Nur passen Sie Weihnachten auf. Verlieren Sie nicht Ihre Ruhe. Was man auch sagen wird ... es ist nicht wahr!"

Kaspar Bloch stand im Vorzimmer zum OP und drehte Tupfer aus Mull. Man hatte ihn zu solchen kleinen Hilfeleistungen herangezogen. Während Lisa mit ihm sprach, sah er sie freundlich, aber bewegungslos an, als höre er wirklich nichts. Nur in seinen Augen glomm ein Funken auf, als Lisa zu Ende gesprochen hatte.

Dr. Mainetti atmete tief auf. „Bist ein tapferer Junge", sagte sie und klopfte Bloch auf die Wange. „Ich hätte diese Kraft nicht ..."

Sie wandte sich ab und wusch sich die Hände und Arme. In wenigen Minuten würden neue Verwundete von der Front kommen. Ein Lazarettzug war wieder eingetroffen, die Sankas von Bernegg waren unterwegs.

Für Block B zwölf Neuzugänge, hatte die Verwaltung gemeldet. Zwölf zerstörte Gesichter. Zwölf zerstörte Schicksale. Zwölf Fratzen des Krieges. Zwölf junge Menschen, die in der Einsamkeit von Bernegg ein neues Leben beginnen mußten.

Zwölfmal die ungeheuerliche Konsequenz eines politischen Wahnsinns.

Und keiner lernte daraus.

★

Weihnachten war gekommen.

Ursula Schwabe war aus ihrem Keller

Das geschenkte Gesicht

umgezogen in den Keller der Horst-Wessel-Straße 4, zu ihrer Schwiegermutter. Eines Tages stand sie mit einem Pappkoffer und ihren Kleidern über dem Arm vor der Tür in dem zerstörten Haus und weinte.

„Ich kann nicht mehr", sagte sie. „Keine Nacht kann ich mehr schlafen. Immer sehe ich diese Gesichter vor mir, die keine mehr sind. Und Erich sehe ich immer ... auch so, ohne alles ... nur noch Augen ... und diese Augen weinen, weinen ... Es ist furchtbar, Mutter ... Laß mich bei dir wohnen ... ich halte es allein nicht mehr aus!"

Frau Schwabe verstand sie, nahm sie an der Hand und führte sie hinab in den Keller. Im Laufe des Tages, während der kurzen Entwarnungen, rannten sie zu Ursulas Keller und schleppten alles, was sie tragen konnten, zur Horst-Wessel-Straße. Das Luftschutzbett, die Matratzen, die Töpfe, die Decken, die Kissen, zwei Stühle, Geschirr und Gläser in Pappkartons. Und eine Schuhschachtel voll Fotos. Bilder von Erich Schwabe: vom Kind, das im Sandkasten spielte, bis zum Hochzeitsbild, das ihn stolz und selbstbewußt zeigt: Seht, solch eine hübsche Frau habe ich ab heute!

„Fährst du Weihnachten wieder hin?" fragte Ursula.

Sie hatte eine Sonderzuteilung Mehl bekommen. Nun saß sie vor der Tüte und wußte nicht, ob sie ein paar Weihnachtsplätzchen backen sollte oder nicht.

„Ja", sagte Frau Schwabe.

„Ob er schon Plätzchen essen kann?"

„Ich glaub' es nicht, Uschi."

Ursula trug die Tüte mit Mehl weg in eine Ecke und verschloß sie im Oberteil eines Küchenschrankes, das auf dem Kellerboden stand. Das Unterteil war verbrannt.

„Er hat geschrieben, ich soll mitkommen", sagte sie, als sie zurückkam. Seit zwei Wochen sagte sie es, immer und immer wieder, und stets hatte Frau Schwabe die gleiche, geduldige Antwort für sie.

„Im Februar wird es gehen, sagt die Frau Doktor."

„Aber ich liebe ihn doch! Ich werde bestimmt nicht entsetzt sein ... Ich ... ich ..."

„Du mußt Geduld haben, Uschi. Sei tapfer um Erichs willen. Es wird einmal eine Zeit kommen, wo er dich voll und ganz braucht. Dich allein ... nicht mehr mich. Und es wird bald sein. Mit jeder Operation kommt er näher zu dir, kommt er zu dir zurück ... Du kannst ihm jetzt nur helfen, indem du wartest."

Einen Tag vor Heiligabend fuhr Frau Schwabe wieder nach Schloß Bernegg. Sie hatte diesmal nichts zu essen bei sich, aber eine große Fotografie Ursulas in einem geschnitzten Holzrahmen. Beides zusammen hatte sie die Rauchermarken von sechs Wochen gekostet. Und Bücher hatte sie gekauft, von einem Mann, der durch den Verkauf seiner geretteten Bibliothek seinen Kochtopf füllte.

So kam sie, schwer bepackt, in Bernegg an.

Sie war nicht die einzige Mutter in dem großen, ausgeräumten Zimmer, in dem sie dann saß und wartete. Viele Frauen waren gekommen; sie saßen ein wenig bedrückt auf den Stühlen und warteten, was geschehen sollte. Es roch nach frischem Tannengrün und Gebäck, nach Äther und angebratenem Goulasch. Ein Soldat mit Rot-Kreuz-Binde stand in der Tür und sah auf seine Armbanduhr.

„Der Chef kommt gleich", sagte er. „Er hat vorher noch etwas zu sagen."

Fortsetzung folgt in der nächsten 



Samstag, 21. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

Zu empfangen über die Fernsehsender des NDR, SFB und entlang der Zonengrenze

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Abenteuer unter Wasser; 10.50 Was bin ich?; 11.40 Diana Sorpresa; 12.00 Das aktuelle Magazin

Royal Canadian Mounted Police:
15.00 Aufruhr in der Papiermühle
15.25 Das Telebilderbuch
15.50 Wie leben die Matrosen?
16.30 Tips für Fotofreunde
16.45 Das Rasthaus
17.25 Ich brauche keine Millionen
Peter Kreuder erzählt . . .
18.00 Nationale Deutsche Tennismeisterschaften



Um 21.45, 1. Pr.: Im echten Manne stecken noch alle Träume der Knabenzeit, heißt es. Wen wundert es also, daß Karl-August Plötz (B. Krüger) mit 50 erneut seine Liebe zur See entdeckt und sie auf seltsame Weise verwirklicht?

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Jalgaon, ein Dorf in Indien; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere; 19.30 Mitgebracht aus New York

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.35 Programmhinweise; 18.45 Nordschau; 19.25 Die Abenteuer des Hiram Holliday

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Lieder aus der Küche; 19.20 Sie schreiben mit

AUS BERLIN: 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mutter ist die Allerbeste; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Alarm für Dora X

AUS KÖLN: 14.00 Die Woche — Hier und Heute; 18.30 Hier und Heute; 19.15 Kurbelkasten-Allerlei — Familie Michael in Afrika

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 Sing mit mir - spiel mit mir
Eine musikalische Spiel-Show von Jean Paul Blondeau
Mit Lou van Burg
21.45 Im echten Manne ist ein Kind
Der Wiking — Ein heiteres turbulentes Unterhaltungsspiel von Werner Jörg Lüddecke
Mit Bum Krüger, Bruni Löbel, Sascha von Sallwitz, Gunnar Möller, Anja Gehler
Regie: Thomas Engel
22.30 Tagesschau
22.40 Das Wort zum Sonntag
Es spricht Superintendent Dr. Wilhelm Dittmann
22.50 Nationale Deutsche Tennismeisterschaften

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 **Die Verliebten**
Ein Spielfilm mit Antonella Lualdi, Franco Interlenghi, Sergio Raimondi, Gino Cervi und anderen
Regie: Mauro Bolognini
21.40 **Kopfjäger in Borneo**
Besuch bei einem Urvolk

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.10 **Kurzfilm-Mosaik**
20.20 **Sing mit mir — spiel mit mir**
21.45 **Zeit im Bild**

Sonntag, 22. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Karibische Kreuzfahrt

11.00 Gott braucht Priester
11.30 Wochenspiegel
12.00 Der Internationale Frühschoppen
12.50 Die Vorschau
13.10 Magazin der Woche
14.30 Die goldene Maske
15.00 Aus den Kindertagen des Films
15.25 Liselott
Singspiel von Richard Kessler
Musik von Eduard Künneke
Mit Gerlinde Locker (Erika Schmidt), Peter Arens (Heinz-Maria Lins), Fritz Rémond, Otto Woegerer u. a.
Regie: Kurt Wilhelm
17.35 Nat. Deutsche Tennismeisterschaften
18.45 Anno 1962
19.30 Die Sportschau
20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.15 Seit Adam und Eva
Komödie von John B. Priestley
Mit Hannelore Schroth, Harald Leipnitz, Cordula Trantow, Matthias Fuchs, Paul Verhoeven u. a.
Regie: Paul Verhoeven
21.55 Der sechste . . . und der siebte Tag
Junge Leute und die Langeweile
22.35 Nachrichten
22.40 Von Coburg bis Essen
Bericht vom 15. Deutschen Sängerbundfest
23.10 Deutsche Straßenmeisterschaften der Rad-Amateure



Um 20.15, 1. Pr.: Mit leichter Hand entwirft John B. Priestley ein heiter-besinnliches Spiel für Eheleute und solche, die es werden wollen. Sein Thema ist aktuell und zeitlos zugleich, denn zwischen Mann und Frau hat sich „seit Adam und Eva" nicht viel geändert: Helen und William und Paul und Rosemarie (C. Trantow, M. Fuchs), zwei Paare, die einen kurz, die anderen längere Zeit miteinander verheiratet, lieben und zanken und versöhnen sich und erleben immer wieder Bewährungsproben in ihren Ehen.

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.25 Bayerischer Bilderbogen

★

20.15 **Auf der Tribüne**
21.00 **Gianni Schicchi**
Musikalische Komödie in einem Akt von Giacomo Puccini
Mit Ralph Herbert, Ria Urban, Maria von Ilosvay, Donald Grobe, Kurt Marschner und vielen anderen
Regie: Hans Busch

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Ihr Auftritt bitte**
20.40 **Der Jüngste Tag**
Von Ödön Horvath
22.00 **Christ in der Zeit**
22.10 **Zeit im Bild**

Montag, 23. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Die Sportschau (vom Vortage); 10.55 Nerven wie Drahtseile; 11.20 Neuland im Weltall; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Guter Rat am Zuschneidetisch
17.20 Colette
17.50 Gott braucht Priester



Um 20.50, 1. Pr.: Freunde des „Kom(m)ödchen" haben lange auf diesen Abend warten müssen Doch jetzt ist es soweit: Die kleine Düsseldorfer Literatur-, Maler- und Schauspielbühne präsentiert ihr neuestes Programm, mit dem sie unlängst bei einem Gastspiel in New York aufsehenerregenden Erfolg erzielte. Neben Lore Lorentz, der beliebten, großartigen Kabarettistin mit von der Partie: Ernst Hilbich in dem gemeinsamen Sketch „Der Schutzengel vom Dienst".

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Musikalische Unterhaltung; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Musik und gute Laune; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Haben Sie das erwartet?; 19.30 Die teure Verwandtschaft

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Mutter ist die Allerbeste

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Emil — oder der gute Ton; 19.20 Musik liegt in der Luft

AUS BERLIN: 16.30 Drei Mann und ein Zug; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Geheimauftrag für John Drake; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Eine Fehlspekulation

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Dein guter Stern; Geheimauftrag für John Drake

20.00 Tagesschau · Das Wetter
Die Reporter der Windrose berichten
Leitung: Peter von Zahn
20.20 Zwischen den Fronten: Bagdad
20.50 Bergab geht's leichter
Ausschnitte aus dem neuen Programm der kleinen Düsseldorfer Literaten-, Maler- und Schauspielerbühne „Das Kom(m)ödchen" mit Kay und Lore Lorentz, Renate Clair, Walter Gottschow, Ernst Hilbich und Werner Vielhaber
Regie: Kay Lorentz
21.50 Dieseits und jenseits der Zonengrenze
22.35 Tagesschau

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 **Wir sprechen für die Zone**
20.35 **Die Güter am See**
Ein Spielfilm mit Margit Carlqvist, George Fant, Ingemar Pallin u. a.
Regie: Arthur Spjuth

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Aktueller Sport**
20.50 **Einundzwanzig**
21.30 **Dick und Doof und ihre Söhne**
22.00 **Zeit im Bild**

Dienstag, 24. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Neue Heimat Übersee; 11.05 Koula, das Maultier; 11.25 Aluminium — Metall unseres Jahrhunderts; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Sportliche Spiele mit Adalbert Dickhut
17.25 Mathilde
17.40 Ken und Mr. Kobold

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Sie schreiben mit; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Senor Kannitverstan; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Sehr zum Wohle; 19.30 Honduras

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 OHA — DON — LEO — WAR — BEI — BB

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts; 19.20 Sheriff wider Willen

AUS BERLIN: 16.30 Das Genie; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Nick, der Hütehund

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Achtung, Ampel!; Auf der Pirsch

20.00 Tagesschau · Das Wetter
20.20 Auf den Spuren der Antike
Von C. W. Ceram
4. Der heilige Hain
oder „Das Orakel in Delphi und Olympia"



Um 21.20, 1. Pr.: Sophie Burland (M. Vlady), jung und hübsch, wohnt in einer kleinen Mansarde unter den Dächern von Paris. Als Journalistin arbeitet sie bei einer Zeitschrift. Eines Abends wird ihre Wohnungs-Nachbarin aufgefunden — ermordet. Die Polizei hält den flüchtigen Ehemann der Toten für den Mörder. Ihm steht Sophie Tage später gegenüber. Wie soll sie sich verhalten? Darf sie ihm glauben, als er immer wieder beteuert, er sei unschuldig?

21.20 Das Mädchen vom dritten Stock
Ein Spielfilm mit Marina Vlady, Peter van Eyck, Jean Caven und anderen
Regie: Pierre Gaspard-Huit
22.50 Tagesschau

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 Prisma des Westens

★

20.20 **Am Apparat: Fred Kraus**
Eine Musik-Show aus Studio 3
Von Georg Kreisler
21.20 **Neue Heimat Übersee**
Begegnungen mit Deutsch-Kanadiern

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Marke Lohengrin**
Ein kriminelles Trauerspiel
21.15 **Vom Goldenen Horn zum alten Hattusa**
21.45 **Zeit im Bild**



Fernseh-Programm

Fortsetzung von Seite 59

Mittwoch, 25. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Meines Vaters Pferde (2. Teil); 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Abgeordnete ohne Auftrag
17.20 Maschinen lernen „denken"
18.05 Meine Groschen — deine Groschen

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Arme kleine Millionärin; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Die gute Tat; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Kurbelkasten-Allerlei; 19.30 Hallo — nicht auflegen!

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Fahrradliebe

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Rechts oder links?; 19.20 Funkstreife Isar 12

AUS BERLIN: 16.30 Familie Michael in Afrika; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Geld wie Heu; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Der gefährliche Besuch

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Schlagzeilen des Jahrhunderts; Meine drei Söhne

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Musik für Millionen
Mit dem Großen Radio-Fernseh-Orchester des NDR und den Gästen: Gitta Lind, Heinz-Maria Lins, Paul Kuhn, Rita Streich, Audrey Arno, Hans Georg Arlt u. a.
Regie: Charles R. Rogers, als Gast der BBC London

21.15 Der Werkspion
Eine Filmerzählung

21.40 Sind wir dem Krebs auf der Spur
Ein Bericht aus verschiedenen Forschungsinstituten

22.10 Tagesschau

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 *Prisma des Westens*

★

20.20 Das Podium

21.00 Ein Mond für die Beladenen
Von Eugene O'Neill
Deutsch von Marianne Wenzel
Mit Martha Wallner, Walter Richter, Ludwig Thiesen u. a.
Regie: Ludwig Cremer



Um 20.20, 1. Pr.: Die siebte und letzte Folge dieser Unterhaltungsserie geht über den Bildschirm. Stars von Bühne und Film (unser Bild: Rita Streich) singen Melodien aus Oper, Operette und immer wieder gern gehörte Schlager.

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Ausgerechnet und verspielt**
Eine Spieloper von Ernst Krenek
Regie: Hermann Lanske
21.30 **Zeit im Bild**

Donnerstag, 26. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Die Bürgschaft; 10.35 Frankfurter Palette; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Die Ente Angelina
17.20 Freuden, die nur wenig kosten
17.35 Ein Sommertag im Zoo
17.50 Als ich noch der Waldbauernbub war



Um 21.00, 1. Pr.: Ein „unsterblicher" Kriminalroman im Fernsehen. Kommissar Mark McPherson (H. Lange) hat einen Mord aufzuklären, dessen Motive ebenso mysteriös sind wie die Umstände, die ihn begleiten. Es gibt keinen Hauptverdächtigen! Aber: Der Täter muß unter jenen Menschen zu finden sein, die der Ermordeten nahestanden. Links: Hildegard Knef

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Sag die Wahrheit; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Das verflixte liebe Telefon; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Dein guter Stern; 19.30 Sag die Wahrheit

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Musik liegt in der Luft

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Zeichentrickfilm; 19.20 Im letzten Augenblick

AUS BERLIN: 16.30 Im letzten Augenblick; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Kleine Fische aus Norwegen; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Der Fenstergucker

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Gitarrentanz; Die Comtesse aus dem Spessart

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Tuben, Töpfe, Tiefenwirkung
Ein hautnahes Zeitthema über Kosmetik

21.00 Laura
Von Vera Caspary und George Sklar
Es spielen: Hildegard Knef, Adolf Wohlbrück, Hellmut Lange, Hilli Wildenhain, John van Dreelen, Nora Minor u. a.
Regie: Franz Josef Wild

22.55 Tagesschau

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 *Prisma des Westens*

★

20.20 **Nächtliches Gespräch mit einem verachteten Menschen**
Von Friedrich Dürrenmatt
Mit Peter Lühr und Karl-Georg Saebisch
Regie: Werner Schlechte

21.00 **Die Krone und ihr Club**
Vom britischen Weltreich zum Commonwealth
1. Die Gründer des Empire

21.50 **Käbi Laretei**
liest Briefe und spielt Musik klassischer Meister

22.30 **Mit anderen Augen**
Es spricht Pfarrer Hermann Lübbe, Kaiserslautern

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Bayanihan**
Film über das Philippinische Ballett
Übernahme v. Deutschen Fernsehen:
21.00 **Laura**
22.55 **Zeit im Bild**

Freitag, 27. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Die autogerechte Stadt; 11.05 Kollege kommt gleich; 11.25 Es darf gelacht werden; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Von der Sichel zum Mähdrescher
17.10 Wir basteln einen Schlepper
17.35 Jugendmagazin
18.00 Programm der kommenden Woche

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Funkstreife Isar 12; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.25 Ein Kind wird gesucht; 18.50 Sandmännchen; 19.00 Hessenschau; 19.20 Guten Appetit!; 19.30 Das verschwundene Dokument

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.20 Programmhinweise; 18.25 Nordschau; 19.25 Über Berg und Tal

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Achtung, Ampel!; 19.20 Mit Siebenmeilenstiefeln

AUS BERLIN: 16.30 Sag die Wahrheit; 18.20 Programm der kommenden Woche; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Gefährlicher Besuch; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Funkstreife Isar 12

AUS KÖLN: 18.30 Hier und Heute; 19.15 Die Entscheidung des David Spencer

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Streit um die Jugend
28 Städte verklagen den Bund

21.00 Musik aus Studio B
Mit Chris Howland, Lys Assia, Leonie Brückner, Dany Mann, Pirko Manola, Dorit Oliver, Rosita Serrano, Ralf Bendix, Frank Bergen, Wyn Hoop und anderen
Regie: Sigmar Börner

21.45 Tagesschau

21.55 Jack Mortimer
Fernsehspiel von Oliver Storz
Mit Ingrid van Bergen, Gunther Malzacher, Hertha Martin u. a.
Regie: Michael Kehlmann (Wdhlg.)



Um 21.00, 1. Pr.: Wieder serviert Chris Howland mit Witz und Humor „Musik aus Studio B". Zu den vielen bekannten Gaststars gehören heute das Duo Pirko Manola und Wyn Hoop.

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 *Prisma des Westens*

★

Peter von Zahn:
20.20 **Musik der Neuen Welt**
20.50 **Das mexikanische Abenteuer**
Kriminalfilm aus der Serie „Der Mann mit der Kamera"
21.15 **Der Zugspitz**
Eine unterhaltsame Betrachtung über Deutschlands höchsten Berg

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Rendezvous in Salzburg**
21.15 **Hoffmanns Erzählungen**
Ein Opernfilm nach der Musik von Jacques Offenbach
22.30 **Zeit im Bild**

Samstag, 28. Juli

VORMITTAGSPROGRAMM

10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau (vom Vorabend); 10.25 Abenteuer unter Wasser; 10.50 Was da kreucht und fleucht; 11.15 Die sechs Siebeng'scheiten; 12.00 Das aktuelle Magazin

14.30 Samstagnachmittag zu Hause
16.00 Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften
18.00 Koch-Club

REGIONALPROGRAMM

AUS MÜNCHEN: 18.30 Nachrichten; 18.35 Gebucht nach Ankara; 19.05 Viertelstunde; 19.25 Abendschau

AUS FRANKFURT: 18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere, 19.30 Schöne Grüße aus Italien

AUS HAMBURG/BREMEN: 18.35 Programmhinweise; 18.45 Nordschau; 19.25 Funkstreife Isar 12

AUS SAARBRÜCKEN: 18.30 Blick ins Saarland . . .; 19.10 Florian, der Blumenfreund; 19.20 Mutter ist die Allerbeste

AUS BERLIN: 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Hollywood-Stars; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Abendschau

AUS STUTTGART/BADEN-BADEN: 19.00 Abendschau; 19.20 Mutter ist die Allerbeste

AUS KÖLN: 14.00 Die Woche — Hier und Heute; 18.30 Hier und Heute; 19.15 Kurbelkasten-Allerlei; Rendezvous im Nebel

20.00 Tagesschau · Das Wetter

20.20 Liebesbriefe aus dem Engadin
Luis Trenker erzählt von der Entstehung dieses Films



Um 21.00, 1. Pr.: Zum ersten Male ist Marika Rökk in einer eigenen Fernsehshow zu sehen. Die bekannte, beliebte Künstlerin bringt für ihre Freunde eine Auswahl ihrer bekanntesten Lieder und Schlager. Motto: „So schön wie heut . . ."

21.00 So schön wie heut' . . .
Eine Sendung mit Marika Rökk, Rex Gildo, Gerhard Wendland, Maria Litto, Hans Jürgen Diedrich, Fred Raul und anderen
Choreographie: Kurt Jacob
Regie: Heinz Liesendahl

22.05 Der letzte Auftritt
Ein Alfred-Hitchcock-Film

22.30 Tagesschau

22.40 Das Wort zum Sonntag

2. Fernsehprogramm

REGIONALPROGRAMM

19.30 *Prisma des Westens*

★

20.20 **Intermezzo in Ostende**
Mit Françoise Oriane, Frédéric Latin, Odile Eszdra, Conzetta di Maria und anderen

20.45 **Der Preis für fünf Jahre Glück**
Ein Spielfilm mit Andree Melly, Donald Gray, Jean Anderson u. a.
Regie: Don Chaffey

Österreichisches Fernsehen

20.00 **Zeit im Bild**
20.20 **Kurzfilm-Mosaik**
20.30 **Bei Ferdinand Raimund zu Gast**
Inszenierung: Helmut Schwarz
Bildregie: Otto Anton Eder
22.00 **Zeit im Bild**

Programmänderungen vorbehalten!

Tempo, Leben, Aktivität – das ist Deutschland!



Ein neuer, herzhafter Rauchgenuss das ist Gelten

Überall in Deutschland gewinnt Gelten neue Freunde. Die TABAK AUSLESE ist das Geheimnis der Gelten und ihres vollen Tabakgeschmacks. Süßer Virginia, edler Orient und sonnengereifter Burley-Tabak – veredelt durch ein Spezialverfahren – diese TABAK AUSLESE garantiert, daß Filterraucher voll den Tabak schmecken. Probieren Sie Gelten, diesen neuen, herzhaften Rauchgenuß.

12 Stück
DM 1,–

Gelten lässt Sie voll den Tabak schmecken

Der aufgelöste Herzinfarkt

Knapp eine halbe Stunde nach dem Ereignis brachte die Ambulanz den Dreißigjährigen von seiner Arbeitsstelle in die Klinik.

Er wußte dem Aufnahmearzt stockend und nach Atem ringend von einem blitzartigen Schmerz im rechten Oberarm zu berichten, der ihn plötzlich befallen hatte. Der Arm habe sich danach wie abgestorben angefühlt.

Der Patient war blaß und blickte aus weiten, verängstigten Augen auf den Arzt. Der fühlte den Puls am rechten Handgelenk und fand ihn nicht. Er befühlte den Arm, der marmorblaß war und sehr kühl.

„Auf Chirurgie?" fragte die in der Aufnahme tätige Schwester ungeduldig. Die Untersuchung dauerte ihr in diesem klaren Fall zu lange, denn es wartete bereits andere „Kundschaft".

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein, wir legen ihn auf die Innere", sagte er ohne Hast, „es sieht wie eine arterielle Thrombose aus, und die Innere interessiert sich neuerdings stark für diese Dinge."

Der Kranke hatte seine Worte förmlich verschlungen. „Der Arm muß also nicht abgeschnitten werden?" fragte er tonlos.

„Wie kommen Sie denn auf diese Idee", fragte der Arzt zurück, „so schnell haben wir es hier nicht mit dem Abschneiden."

Ohne alle Aufnahmezeremonien und ohne daß er erst ein Bett zugewiesen bekommen hatte, erhielt der neue Patient eine Spritze. Ein junger Assistent nahm ihn ins Schlepptau. Erstes Ziel: Röntgenstation.

Ein Röntgenarzt übernahm den Kranken, ließ sich ein Kontrastmittel in einer Spritze reichen und spritzte es in die Adern des Armes, um sie mit Röntgenlicht fotografieren zu können. Der Assistent der Inneren sah ihm interessiert zu.

Kaum eine halbe Stunde später lag der Patient in seinem Bett. Der Chefarzt erschien, begutachtete den kranken Arm und sah sich die bereits vorhandenen Röntgenbilder an. Es war deutlich zu sehen: Etwas oberhalb der Mitte des Oberarms brach ein von oben kommendes schmales, langgestrecktes Band im Bild plötzlich ab. Es war die Arteria brachialis, die Armarterie, die an dieser Stelle verstopft worden war, ganz offenbar von einem Blutgerinnsel. Damit war die Blutversorgung des Armes unterhalb der Unterbrechungsstelle so gut wie vollkommen unterbunden. Wenn es nicht gelang, sie wiederherzustellen, mußte der Arm amputiert werden.

Die Unterbrechungsstelle in der Blutstrombahn erkannte man daran, daß das eingespritzte Kontrastmittel von dieser Stelle an abwärts nicht weitergeflossen und damit der weitere Verlauf der Arterie auf dem Röntgenbild nicht zu erkennen war.

„Rufen Sie einen Chirurgen", flüsterte der Chefarzt dem Stationsarzt zu, „er soll sich das ansehen. Geben Sie die bei uns üblichen Medikamente zur Erweiterung des Kollateralkreislaufs und B-U. Setzen Sie die Blutsenkung an und lassen Sie die Laboruntersuchungen ausführen. Wenn der Chirurg einverstanden ist, beginnen wir heute mittag mit dem Versuch einer Thrombolyse . . ."

Thrombolyse heißt: Auflösung des Blutgerinnsels in der Arterie.

Vier Tage später stellte sich bei einer neuerlichen Röntgenuntersuchung heraus, daß die Adern wieder durchgängig geworden waren. Der Blutpfropf, der aus unerfindlichen Gründen in die Adern gelangt war und sie verstopft hatte, war verschwunden, in nichts aufgelöst. Schon äußerlich sah der Arm wieder völlig normal und gesund aus: er war gerettet.

Der Name des Medikaments, mit dem die Auflösung des Blutgerinnsels erreicht worden war, klingt wie eine Beschwörung oder wie ein fünfsilbiger Fluch: Streptokinase. Zweifellos wird dafür demnächst ein eleganterer Name gefunden werden, denn der Stoff dürfte Medizingeschichte machen. Er leitet eine völlig neue Behandlung der heutzutage sehr verbreiteten Krankheiten des Adersystems ein.

Streptokinase wird von den gefährlichsten und verbreitetsten Eitererregern gewonnen, die es gibt. Die Sulfonamide, das Penizillin und die anderen Antibiotika zielen in erster Linie auf diese Mikroben. Man weiß seit langem, daß die Streptokinase, ein Ferment, das die Streptokokken produzieren, Fibrin auflöst. Fibrin ist der Blutbestandteil, der bei der Blutgerinnung eine wesentliche Rolle spielt. Ohne ihn könnte das Blut nicht gerinnen, und die kleinste Wunde würde zur Verblutung führen. Andererseits führt es aber auch in den Adern zur Bildung von Blutpfröpfen: Thrombose und Embolie, Herzinfarkt und Schlaganfall könnten ohne das Fibrin nicht auftreten.

Therapeutisch zu verwenden aber war die Streptokinase nicht, dafür war sie viel zu giftig. Gilt sie doch als das hervorstechendste bakteriologische Erkennungsmerkmal krankheitserregender Streptokokken. In Wirklichkeit aber, so hat man jetzt erkannt, sind es unerwünschte Beimengungen, die den Stoff giftig machen. In reiner Form ist er nahezu ungefährlich, um so mehr, als man bereits Mittel kennt, seine Wirkung prompt zu neutralisieren, wenn sie nicht mehr erwünscht ist.

Die Chemiker klemmten sich dahinter und reinigten die von Streptokokkenplantagen gewonnene Streptokinase. Mittels der Zonenelektrophorese und der Ultrazentrifuge gelang es, und jetzt erst kann das Mittel zeigen, was es kann.

Nicht nur bei Thrombose und den sie begleitenden Venenentzündungen, bei verschiedenen Formen der „Fernthrombose" — der Embolie — ist es mit Erfolg eingesetzt worden, sogar der Herzinfarkt ist seiner Wirkung zugänglich. Bei diesem verstopft — in der Mehrzahl der Fälle — ein Blutgerinnsel eine Kranzader des Herzens. Über die Kranzadern aber, und nur über sie, wird der Herzmuskel mit Blut versorgt.

Wird eine Kranzader verstopft, so wird ein Bezirk des Herzmuskels von der Blutversorgung abgeschnitten. Oft ist das gleichbedeutend mit dem Tode. Im besten Fall verwandelt sich der blutleere Bezirk in eine mehr oder weniger haltbare Narbe im Herzmuskel. Eine solche Narbe kann auch die Streptokinase nicht mehr beseitigen. Aber sie kann — unter bestimmten Umständen — ihre Entstehung verhindern. Sie löst das verstopfende Blutgerinnsel schnell auf, die Kranzader ist wieder für das Blut durchgängig, der betroffene keilförmige Bezirk des Herzmuskels erhält wieder Blut und ist überhaupt nicht oder nur unwesentlich geschädigt.

Leider ist die Zeit, zu dem die Streptokinase noch rechtzeitig kommt, sehr kurz: Höchstens vier Stunden dürfen nach dem Infarkt vergehen, wenn das Mittel noch helfen soll. Später ist der betroffene Bezirk des Herzmuskels bereits so schwer geschädigt, daß er sich, trotz der wiederhergestellten Blutversorgung, nicht mehr zu erholen vermag. Noch viel kürzer ist diese Zeit beim Gehirn, dessen Gefäße ebenfalls nicht selten von Thrombosen betroffen werden.

Trotz dieser Zeitnot konnten bereits verschiedene Kliniken davon berichten, daß es ihnen gelungen ist, eindeutige Herzinfarkte mit Streptokinasepräparaten zum Verschwinden zu bringen. Es war nachher nicht mehr möglich, die Herznarben im Elektrokardiogramm oder durch die Enzymbestimmung nachzuweisen — das heißt, sie waren nicht vorhanden, der Herzmuskel hatte sich völlig erholt. Begreiflicherweise waren es zuerst Infarkte, die während eines Klinikaufenthalts eintraten, die auf diese Weise erfolgreich behandelt werden konnten. Die sofortige Gabe von Streptokinase brachte oftmals schnelle Besserung, und die Zeichen eines frischen Infarkts waren nicht mehr aufzufinden.

Auch bei anderen Anwendungsgebieten des Medikaments muß die Behandlung frühzeitig einsetzen, sonst ist sie vergebens. Bei den häufigen Thrombosen, beispielsweise der Beinvenen, sind es einige Tage. Ist der Blutpfropf einmal fest mit der Gefäßwand verwachsen, hat er sich „organisiert", so kann ihn nichts mehr auflösen.

Bei den Notfallkrankheiten, vor allem dem Herzinfarkt und vielleicht dem Schlaganfall, wird die neue Methode allerdings erst ihre volle Wirkung erreichen, wenn sie in die Hände des Praktikers gelegt werden kann, der ja immer in der vordersten Front steht und stehen wird.

REVUE Das Bild zum Sonntag



DR. KARL FRÖHLICH
Kath. Stadtpfarrer in München / St. Paul

So sieht die Verzweiflung aus. Alle Hoffnung ist zerschlagen. Der letzte Stern erloschen. Sie haben ihr Leben riskiert, als sie nach jahrelangem Hungern und Stöhnen unter kommunistischem Terror die Flucht wagten, um der Hölle Mao Tse-tungs zu entrinnen. Es war einfach nicht mehr auszuhalten. Endlich hatten sie es geschafft. Und jetzt kommt das Furchtbarste. Man gibt ihnen eine Handvoll Reis und jagt sie wieder hinter den Bambusvorhang zurück. Alles Bitten und Betteln ist umsonst. Hongkong ist überfüllt. Die Organisationen schaffen es nicht mehr. Es sind täglich 5—6000, die wie ein Sturzbach die Grenzen überfluten. Ihre Gesichter sind geprägt von einer einzigen Sehnsucht: wieder Mensch sein zu dürfen in einem freien Land. Einmal wieder erfahren, was satt werden heißt. Nicht mehr stöhnen müssen unter einer Diktatur, die alle Menschenwürde niederwalzt und jede persönliche Meinung abwürgt. Wie ein Albdruck war alle Qual abgefallen, als sie die Grenze glücklich passierten. Und nun heißt es: zurück in das Grauen, hinter dem noch dunklere Wolken der Drohung stehen. Es hat sich herumgesprochen, daß die Rückkehrer in Zwangsarbeitslager gesteckt werden. Lohnt es sich dann noch zu leben? Aber sie sind doch Menschen! Sie wollen leben! Ist wirklich niemand da, der helfen kann?

Mit nichts sind sie gekommen. Eine Handtasche war alles. Und das Kostbarste, was sie besaßen: ihr Kind. Sie wollten es in eine bessere Zukunft hineintragen. Jetzt ist alles aus. Die Frau ist am Ende ihrer Kraft. Der Mann hat nie so schwere Last getragen. Mit angstgeweiteten Augen schaut der Knabe in das hoffnungslose Land, in das sie zurück müssen. Ahnt er, daß ein sinnloses Leben auf ihn wartet, nicht besser, als wenn er zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt würde?

Muß das sein? Warum werden Menschen so gequält? Wo liegt die Schuld? Sie sind der brutalen Macht eines Diktators ausgeliefert, der nie gelernt hat, nach dem Schicksal der Menschen zu fragen. Seine Wahnidee muß sich durchsetzen, sein Machthunger gestillt werden, auch wenn er dabei über Millionen Leichen gehen muß. Sein Leitgedanke: der Mensch ist nichts, die Idee ist alles.

Geht uns China etwas an? Haben wir damit etwas zu tun? Vielleicht mehr, als uns lieb ist. Man sagt, Tschu En-lai habe in Paris studiert. Er habe sich die Menschen dort genau angeschaut. Seine Begegnung mit den Christen habe ihn zu der Überzeugung gebracht, das Christentum sei eine sterbende Angelegenheit, mit ihm könne man der zukünftigen Menschheit keinen Dienst erweisen. Darum verschrieb er sich dem Kommunismus. Gleichzeitig mit ihm habe ein anderer chinesischer Student in Paris die beste Erfahrung mit Christen gemacht. Ihr Leben habe ihn so beeindruckt, daß er sich taufen ließ und heute als katholischer Priester in China tätig ist. Stellen Sie sich bitte einmal vor, Tschu En-lai hätte lebendige Christen kennengelernt. Vielleicht würde die Geschichte des kommenden Jahrhunderts einen anderen Verlauf nehmen.

China liegt nicht weit von uns. Eine halbe Sekunde braucht eine Radiobotschaft, um uns zu erreichen. Ein Überschallbomber, der heute dort wegfliegt, kann morgen eine Atombombe vor Ihre Zimmertür setzen. Die Kontinente stoßen mit den Ellbogen aneinder. Die Welt ist klein geworden. Die kommende Generation schreibt es auf unser Schuldkonto, wenn wir jetzt nicht die Geleise stellen für die nächste Zukunft. Ob wir das können? Ich glaube schon. Es ist keine Empfehlung für uns, wenn die Hilfsorganisationen in Hongkong versagen. Dürfen wir Millionen hungernder Menschen der Verzweiflung überlassen, statt einfach zuzugreifen und zu helfen? Die Verwirklichung christlicher Gesinnung hätte mehr Stoßkraft als die Verheißung eines Sowjetparadieses. Ob nicht hier die Lösung liegt? Mit Atombomben werden jedenfalls Ideologien nicht überwunden.

Könnten unter den Millionen Flüchtlingen, die in Hongkong landen, nicht Männer sein, die die Geschichte von morgen mitprägen? Mao und Tschu En-lai waren auch einmal Knaben. Warum soll das Kind auf dem Bild nicht ein Werkzeug für ein glücklicheres China sein? Haben Sie den Bericht aus Hongkong gelesen, den eine Zeitung vor Wochen brachte? „Ein Flüchtlingsjunge läuft neben einem Polizisten. Der Junge weint. Er will in Hongkong bleiben. Er will nicht zurück nach Rot-China. Aber der Polizist muß ihn über die Grenze abschieben. Der Junge erzählt dem Polizisten sein Schicksal. Sein Vater lebt irgendwo in Hongkong. Wo, das weiß er nicht. Er will ihn suchen. Dann sagt der Junge seinen Namen. Und plötzlich verliert der Beamte seine Fassung. Er kniet nieder und umarmt den Jungen. Er kann es nicht fassen. Der Flüchtling ist sein Sohn. Er hat ihn seit 10 Jahren nicht gesehen". Ist das ein Einzelfall? Haben nicht alle, die dem Terror entfliehen, ein Recht, umarmt und in bergende Hut genommen zu werden? Wenn wir auf ein Drittel des Geldes verzichteten, das wir als Zigarettenrauch in die Luft blasen; wenn wir ein Drittel der Spirituosen, mit denen wir gemütliche Stimmungen erzeugen wollen, weniger konsumierten und mit dem „Ersparten" — es wären Milliarden Dollar — Brücken bauten, über die Millionen aus der Verzweiflung in die Hoffnung wandern dürften: glauben Sie nicht, daß solches Tun nach zwei Richtungen fruchtbar würde? Das nach Freiheit hungernde Asien hätte mehr Männer und Frauen, die in den nächsten 50 Jahren mitsprechen werden. Jede Stimme des Friedens zählt. Und unsere eigenen Kinder würden uns das Zeugnis ausstellen, daß wir die Chance begriffen und auf den Anruf der Stunde verantwortlich reagiert haben.

Der Tag hat 900 Minuten. Jede Minute passiert, was Sie auf dem Bild sehen. Eine halbe Lichtwellensekunde von uns entfernt. Wenn Mao Tse-tung Atombomben hat, ist es für unsere Hilfe vielleicht zu spät. Wir haben noch vieles in der Hand. Was gedenken Sie zu tun?

Mach mal Pause .. trink Coca-Cola

SO FÄNGT MAN EINE BADENIXE: Einfach einladen zu einer köstlich-kühlen Flasche „Coca-Cola". Die freundliche Aufforderung „Mach mal Pause . . trink Coca-Cola" ist an heißen Sonnentagen eine beliebte Art, Sympathie zu erwerben – nicht nur bei Badenixen . . .

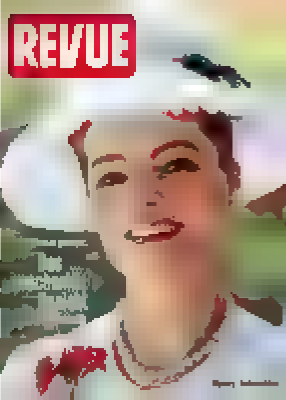


. . . das erfrischt richtig

VIIIa/62

„Coca-Cola" ist das Warenzeichen für das unnachahmliche koffeinhaltige Erfrischungsgetränk der Coca-Cola G. m. b. H.

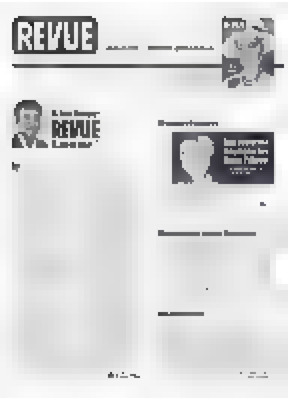

REVUE


REVUE


REVUE




besser leben


REVUE
REVUE


REVUE
REVUE




REVUE
















Alete









Alete

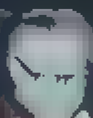

REVUE

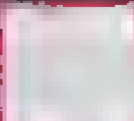

REVUE













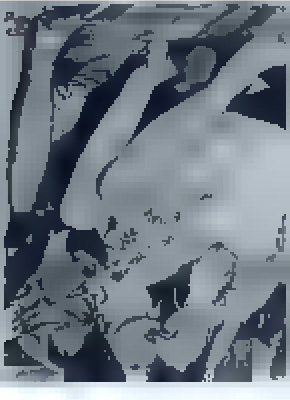
Des Pudels Kern



Des Pudels Kern








Sieg um jeden Preis


Sieg um jeden Preis













[illegible]

1\.
[illegible]

2\.
[illegible]

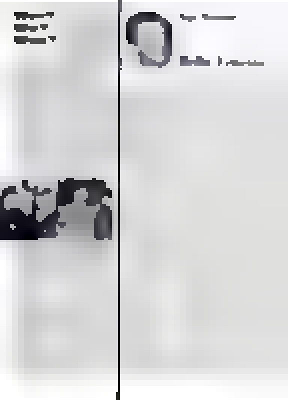
3\.
[illegible]

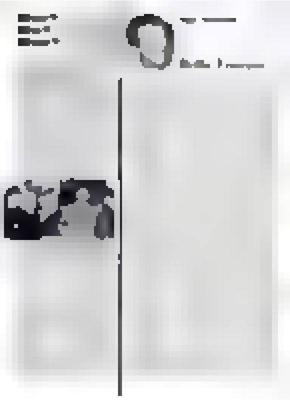
Das geschenkte Gesicht



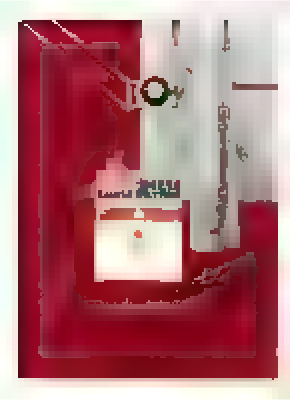

Das
eschenkt
Gesich







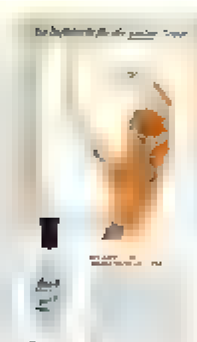


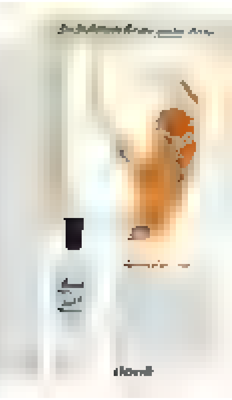


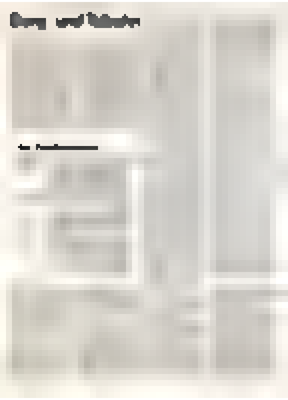
Berg- und Tal- bahn

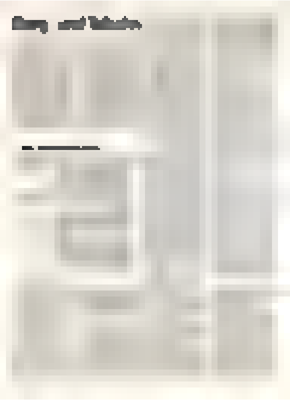

Berg-
und
Tal-
bahn

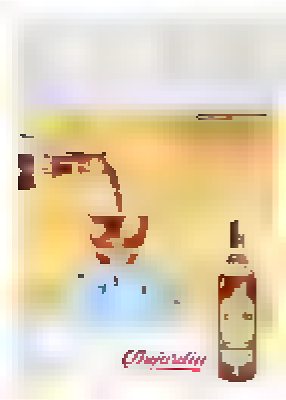






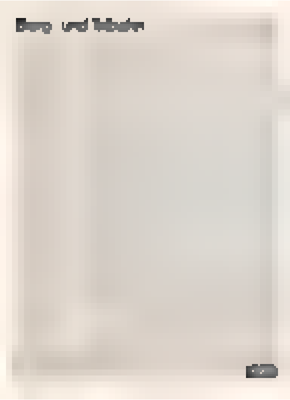


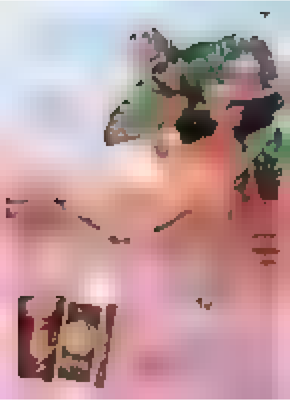


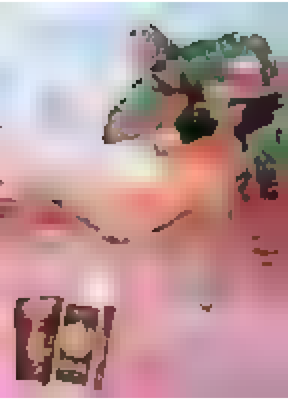






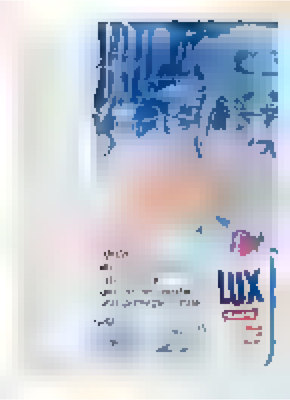


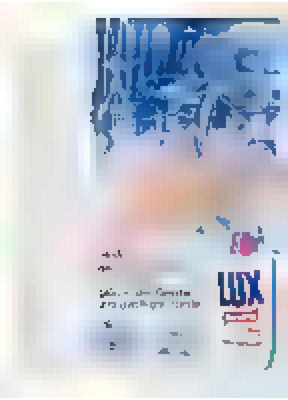









LUX


LUX

Vorbestraft


Vorbestraft

Was auf
der Haut
aufliegt..
mit Seife
waschen!

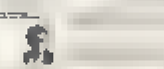
Was auf
der Haut
aufliegt . . .
mit Seti
waschen!





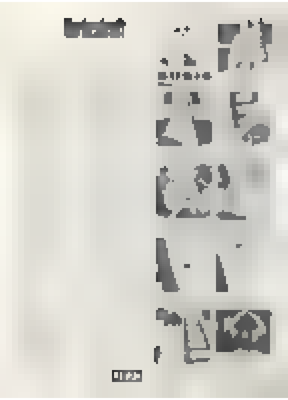


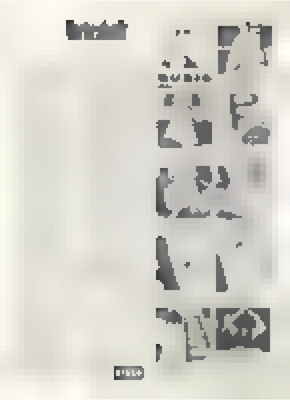






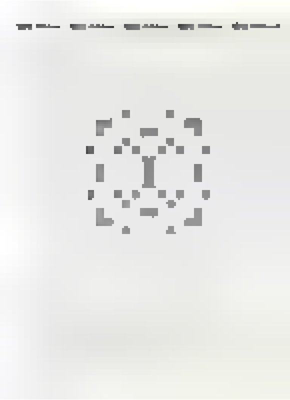


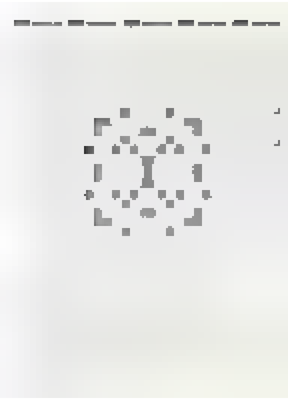






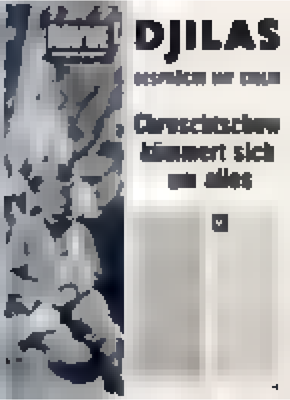

It's a wonderful Life

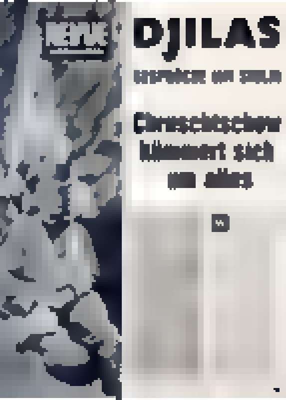






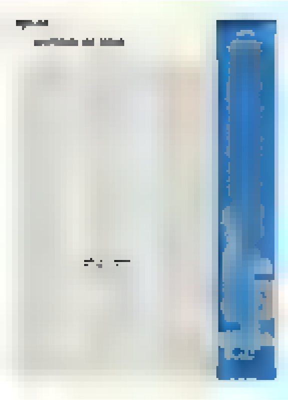


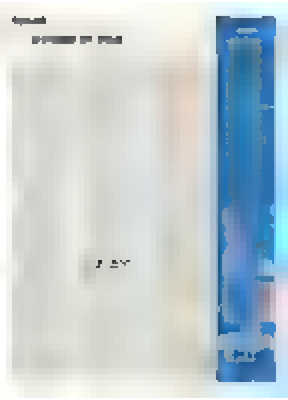

DJILAS
kümmert sich
alles


DJILAS





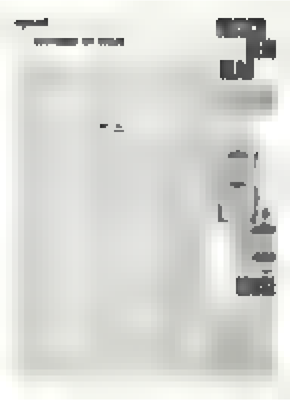




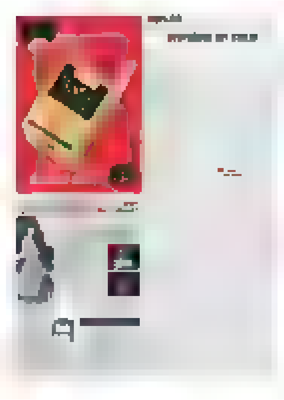






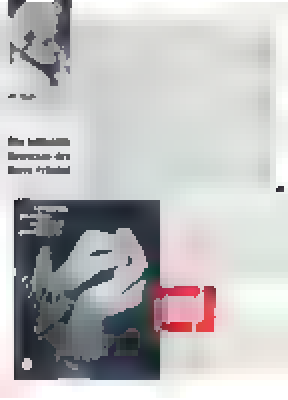


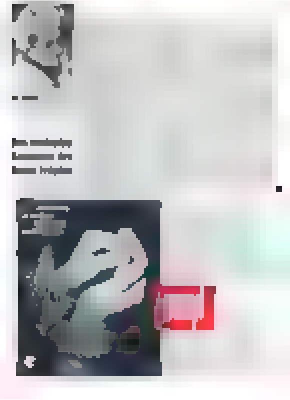






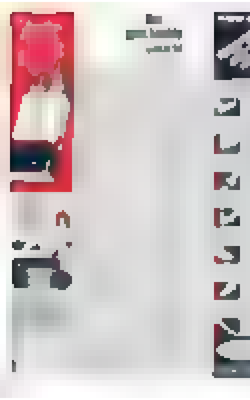


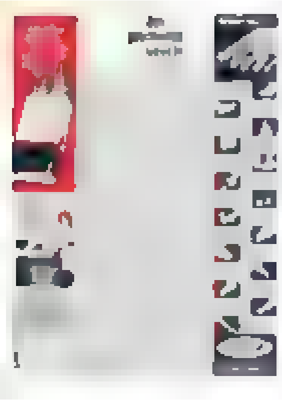
















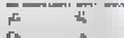




Streifen in der Wasch-
maschine?

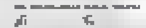
Klarer
Fall für



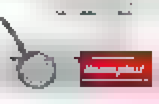



REVUE










Aronal



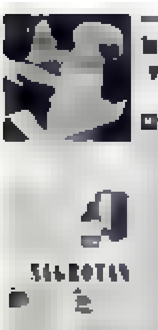

REVUE
automatic
TELEFUNKEN


REVUE
automatic
TELEFUNKEN





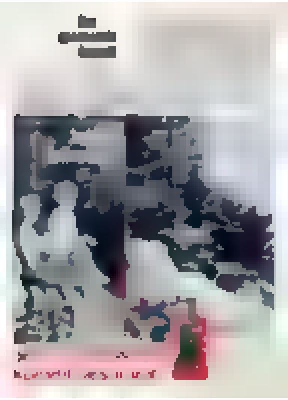


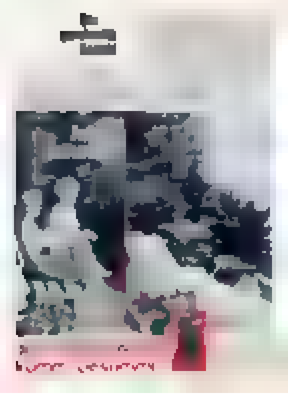




In den eigenen vier Wänden







Blett







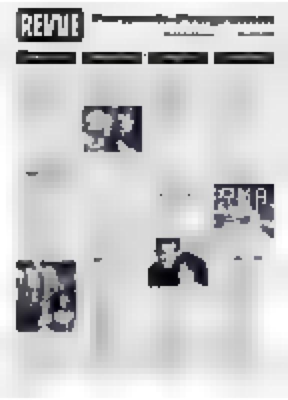


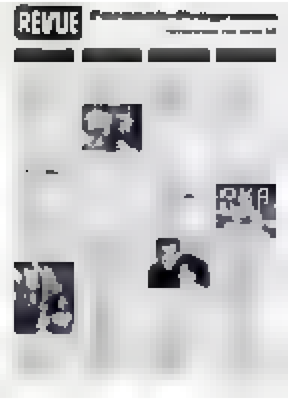


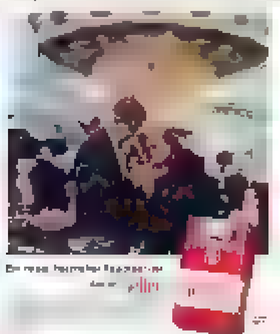

Blett




REVUE


REVUE


REVUE





Der [illegible] Herzinfarkt

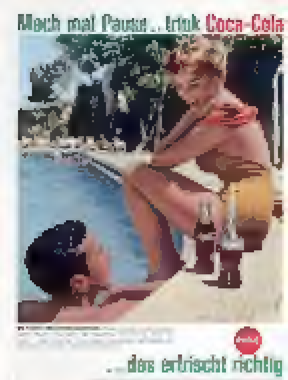
Der [illegible] Herzinfarkt



REVUE



REVUE


Mach mal Pause... trink Coca-Cola
...das erfrischt richtig